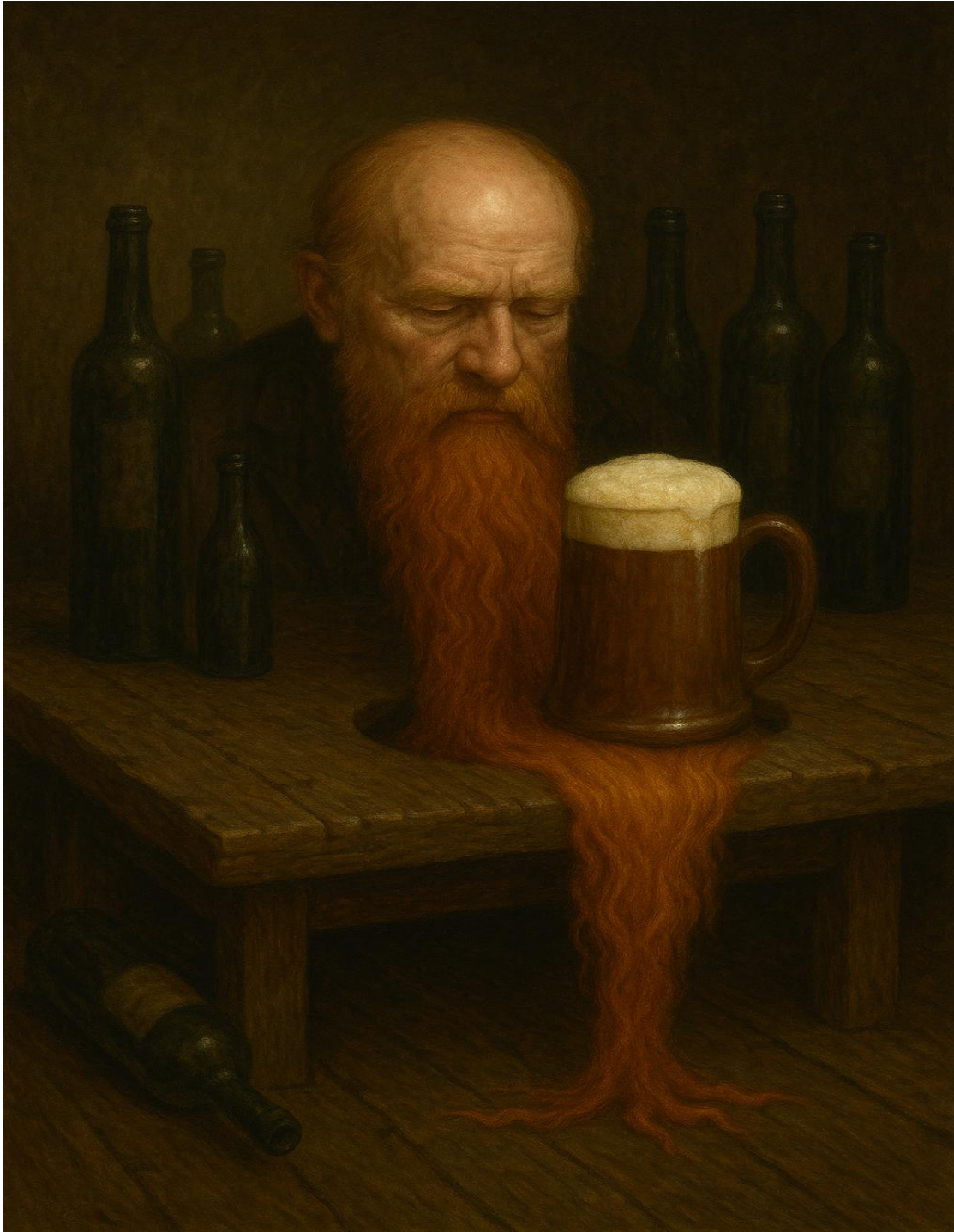


Barbarossa

Wie man ein Reich gewinnt und im Dreck verliert



Michael Lappenbusch

www.perplex.click

Inhalt

Ein Kaiser stolpert aus dem Staub.....	3
Ein Junge zwischen Dolchen und Krügen	6
Staufer gegen Welfen, und keiner wäscht sich die Hände	10
Der Kaiserhut passt nie richtig	13
Intrigen schmecken nach kaltem Bier	14
Die Krönung und das Katerfrühstück.....	15
Italien brennt, und die Städte spucken zurück.....	16
Päpste sind auch nur alte Männer in Kleidern	17
Kaufleute, Huren, Gassen – das wahre Rom	19
Der Kaiser als Hund im fremden Garten	20
Blutige Schlachten und schlechte Gedichte	21
Legnano: Stolz zerplatzt auf Pflastersteinen	22
Wein im Zelt, Staub im Mund.....	23
Beatrix – Liebe im Federbett, Politik am Morgen.....	24
Ein Königreich zwischen den Schenkeln	25
Gesetze, die keiner befolgt.....	26
Frieden, der nur so heißt.....	27
Die Welfen lachen im Schatten	28
Bruder Hass, Bruder Macht.....	29
Bankette, bei denen der Wein wie Blut fließt	30
Der Kaiser und seine endlose Straße.....	31
Fremde Länder, fremde Messer	32
Das Kreuz am Himmel, die Münzen in der Tasche	33
Kreuzzug: Männer ziehen, Frauen weinen	33
Byzanz, ein goldener Haufen Intrigen	35
Durst in Anatolien	36
Hitze, Staub und verdammte Gebete	37
Der Kaiser schwitzt, der Tod wartet schon	38
Ein Fluss, kalt wie ein Messer.....	39
Saleph frisst den Rotbart.....	40
Männer bleiben stehen, das Reich wankt	41
Ein Kaiser wird zur Legende, weil keiner den Dreck sehen will	42
Der Berg schläft nicht, nur die Menschen träumen	43
Wir saufen auf Barbarossa, weil er nie zurückkommt.....	44
Impressum.....	45

Ein Kaiser stolpert aus dem Staub

Morgens riecht das Reich nach Pferd und Eisen. Der Boden ist rissig wie altes Leder, und irgendwo schlägt ein Schmied die Kälte aus einem Hufeisen, als wäre das die ganze Welt: Funken, Flüche, Schweiß. Dann taucht er auf – nicht als Kaiser, nicht als Held, nur als Kerl mit einem Bart, der noch nicht rot genug ist, um Geschichten zu entzünden. Ein Mann, der mehr Staub getragen hat als Samt, mehr Stiefel als Krone. Er kommt nicht an, er schleppt sich: Schritt, Atem, Fluch. So fängt es an – nicht mit Fanfaren, sondern mit trockener Kehle.

Er ist ein Bündel aus Hunger und Ehrgeiz, zusammengebunden mit einem Gürtel, der bessere Tage gesehen hat. Das Reich? Ein zänkischer Hofstaat, eine Horde Fürsten mit fetten Ringen und dünnen Nerven, und jeder will was: Land, Recht, Rache, oder nur den Beweis, dass der Nachbar ein Idiot ist. Zwischen ihnen ein Mann, der noch lernt, wie man aufrecht steht, wenn einem die Knie vor falscher Freundlichkeit weich werden.

In den Burghöfen riecht es nach gerissenem Wildleder, nach Wein, der zu süß ist, um ehrlich zu sein. Die Küche wirft Pökelduft an die Decke, die Hunde stehen Schlange. Er aber kaut auf einem Stück Brot, als wäre es ein Versprechen. „König“, sagen sie, „Kaiser“, raunen sie. Worte, die nach Metall schmecken. Er spuckt sie aus und hebt sie wieder auf, weil man vom Spucken allein nicht satt wird.

Die Mönche kommen mit Tintenfingern und Gesichtern, so glatt, als hätten sie die Welt aus poliertem Messing gedreht. „Gott will Ordnung“, sagen sie. „Gott will Tribut“, sagen die Städte. „Gott will ruhelose Sättel“, sagen die Ritter. Was Gott will, weiß keiner. Was Menschen wollen, ist einfacher: mehr. Er nickt, lächelt schmal, merkt sich die Namen – der Anfang jeder Herrschaft ist ein Adressbuch voll Zähneknirschen.

Er übt, nicht zu trinken, wenn andere ihn vollschütten wollen. Er übt, zu trinken, wenn einer beleidigt wäre, säße der Becher zu lang auf dem Tisch. Politik ist manchmal nur die Kunst, im richtigen Moment anzustoßen und danach die Worte gerade zu halten. Man sagt, er habe Lachen im Gesicht, das man für Wärme halten kann, wenn man dumm genug ist. In Wahrheit ist es eine Waffe: Zähne, die blitzen wie Klingen – und plötzlich liegt einer quer im Gespräch.

Auf den Märkten schreien die Händler, als könnten sie die Welt übertönen: Salz! Holz! Eisen! Recht! Das letzte verkauft keiner, alle handeln damit. Er steht am Rand, beobachtet, wie Münzen wechseln wie Krankheiten. Die Städte sind

keine Orte, sie sind Tiere: große, störrische Biester mit Mauern aus Stolz und Zähnen aus Zunftrecht. Er lässt sie brüllen, zählt die Tore, zählt die Truppen, zählt seine Geduld. Sie nennen es Verwaltung. Er nennt es Aufwärmen.

Die Fürsten testen ihn, wie man die Zähne eines jungen Hundes testet – Finger hinhalten, gucken, wie fest er zubeißt. Er beißt. Nicht so, dass Blut spritzt, aber so, dass niemand den Abdruck vergisst. Ein paar alte Männer mit beleidigten Wappen lernen plötzlich den Wert von Entfernungen kennen, und wie schwer eine Nachricht wird, wenn man sie dreimal umdreht, bevor man sie überbringt.

Und da ist sie, diese Krone. Kaltes Ding. Innen hohl, außen hart. Sie passt nie, auch nicht später, wenn alle behaupten, sie säße wie gegossen. Man spürt das Gewicht im Nacken, als würde einer von hinten dauernd die Hand anlegen. “Halt dich gerade”, sagt die Krone. “Sag Ja”, sagt der Kirchenmann. “Sag Nein”, sagt der Stolz. Er sagt beides, im richtigen Takt, und niemand merkt, wie die Musik wechselt.

Nachts sitzt er unter einem Himmel, der aussieht, als habe eine besoffene Gottheit die Sterne verschüttet. Im Gras liegt der Geruch von Metall und nassem Leder. Er denkt nicht an Ewigkeit, er denkt an morgen: Wer stellt sich quer? Wer will Geld? Wer hat genug Freunde, um gefährlich zu sein? Ein Kaiser wird nicht ausgedacht; er wird aus Listen und Müdigkeit gebastelt.

Sein Bart wächst. Nicht wie ein Gedicht, eher wie ein Gelübde. Rot, aber nicht von Wein. Der Bart sagt: Hier geht es nicht um Sanftheit. Er hängt ihm über die Brust wie eine Fahne, und alle lesen sie anders. Die einen sehen Feuer, die anderen Stolz, die meisten sehen nur eine neue Gelegenheit, sich wichtig zu machen. Er lässt sie lesen. Er hat Zeit, glaubt er. Immer dieser Fehler: zu denken, dass Zeit ein Ding ist, das man besitzt.

Die ersten Siege sind schief. Man gewinnt und verliert gleichzeitig. Man nimmt eine Stadt und bezahlt mit einem Bündnis. Man küsst einen Ring und schluckt einen Affront. Man gibt ein Privileg, um zwei andere zu behalten. Schachspielen mit Bauern, die lieber Messer führen. Er schreibt Urkunden, und jedes Pergament ist ein kleiner Pakt mit der Müdigkeit. Tinte trocknet, und plötzlich ist es Gesetz. Das Reich ist voll von trockener Tinte.

Einmal, beim Reiten, bleibt er stehen, weil der Weg voller Staub ist und trotzdem nach Regen riecht. Der Horizont ist eine stumpfe Klinge. “Also gut”, sagt er zu niemandem, “dann eben ich.” Und das ist der Moment, den keiner notiert: nicht die Wahl, nicht die Krönung, sondern diese murmelnde

Kapitulation vor dem eigenen Ehrgeiz. Danach rollt alles. Männer schließen sich an, weil sie in der Nähe von Entschlossenheit besser schlafen.

Er lernt die Kunst, nicht zu blinzeln, wenn ein Bischof ihm mit lateinvergoldeter Stimme droht. Er lernt, sich zu entschuldigen, ohne etwas zurückzugeben. Er lernt, in Zelten zu verhandeln, wo die Kerzen tropfen, als hätten sie den Mut verloren. Manchmal, spät, wenn der Wind die Leinwand schlägt, hört er das Reich atmen – kein schöner Ton, eher ein Röcheln. Aber wer liebt schon Schönheit, wenn er Verantwortung liebt? Er liebt sie nicht. Er trägt sie.

Die Leute erzählen sich, er habe ein Herz aus Eisen. Unsinn. Eisen rostet. Sein Herz ist ein Mühlstein: Es dreht sich, wenn Wasser kommt. Kein Wasser, kein Drehen. Deshalb die Reisen, die Umzüge, die ständige Bewegung. Man kann ein Reich nicht vom Stuhl aus züchten. Man muss reiten, reiten, reiten, bis die Gedanken sich in schmale Linien verwandeln und jede Entscheidung wird zur Kerbe im Sattel.

Eines Abends kehrt er in eine Spelunke ein – nicht, weil er müsste, sondern weil Herrschen ohne Schmutz kein Vertrauen weckt. Bier, das wie Brot schmeckt, Wein, der wie eine Lüge riecht. Ein paar Söldner würfeln um einen Gürtel, den keiner braucht. Eine Hure singt halbe Lieder, der Wirt poliert ein Beil, als sei es ein Krug. Er setzt sich, bestellt nichts, und bekommt trotzdem etwas. So ist Macht: Sie füllt Becher, ohne gefragt zu werden.

“Wohin, Herr?” fragt einer, der zu viele Narben im Gesicht und zu wenige Zähne im Mund hat. “Vorwärts”, sagt er. “Was ist da?” – “Gegner.” Der Mann lacht, ein klares, hässliches Lachen, das bis in den Hof plumpst. “Dann passt es ja.” – “Ja”, sagt er, “dann passt es.” Und plötzlich wird ihm klar: Das Reich ist ein langer Tresen. Du gehst daran entlang, jeder will dir was verkaufen, jeder will dir was stehlen, und am Ende zahlst du für alles, was du nicht getrunken hast.

Er steht auf, lässt das halbvolle Bier stehen, weil er kein Freund von Enden ist. Draußen hat der Mond sich hinter einem Wollappen versteckt. Die Pferde scharren, die Männer schimpfen leise, weil Stille ihnen Angst macht. Er wirft den Mantel über die Schultern, so wie andere eine Entscheidung tragen: fest, unfreundlich, unumkehrbar. “Satteln”, sagt er. Keine Rede, kein Segen, kein Lied. Nur dieses Wort, das Männer in Bewegung setzt.

Und dann geht es los. Nicht als Triumphzug, nicht einmal als Marsch. Eher wie eine Reparaturkolonne in einer Welt, die immer wieder kaputtgeht. Man klebt das Reich mit Eiden, Silber und Drohungen zusammen und weiß doch: Beim

nächsten Regen löst sich was. Aber bis dahin zählt man die Meilen, die Gesichter, die Möglichkeiten. Ein Kaiser stolpert aus dem Staub, und jeder Schritt macht mehr Staub. Das ist der Trick: so lange vorwärtsstauben, bis die Welt hinter dir hustet.

Später werden sie sagen, er sei aus dem Berg geboren worden, mit Bart und Sage. Quatsch. Er kam aus der Dürre, dem Lärm und den kleinen, peinlichen Notwendigkeiten: satten Pferden, trockenen Stiefeln, zuverlässigen Lügen. Er wuchs an jeder Ablehnung wie an einem schlechten Wein, der trotzdem wärmt. Und als er das erste Mal "Wir" sagte und meinte "Ich", war er endgültig unterwegs.

Es gibt Tage, da glaubt er, die Krone sei eine Falle aus Gold, die im Nacken zuschnappt, wenn man lacht. Also lacht er selten. Aber wenn, dann kurz und scharf – wie ein Riegel, der zurückspringt. Er weiß jetzt: Der Staub ist kein Anfang und kein Ende. Er ist das Element. Man atmet ihn, man kaut ihn, man regiert ihn. Und wenn man Glück hat, ersticken die anderen eher.

So beginnt die Geschichte, nicht mit Glorie, sondern mit Grit. Ein Tritt in den Morgen, ein Zügel, der knarrt, ein Bart, der wächst, als wolle er etwas verbergen, was noch nicht da ist. Der Kaiser stolpert aus dem Staub – und die Welt stolpert hinterher.

Ein Junge zwischen Dolchen und Krügen

Bevor jemand „Majestät“ nuschelt, ist da immer ein Junge, der stinkt wie Stallstroh und Neugier. Einer, der die Finger in alles steckt: in Brotteig, in Pferdemähnen, in Ärger. Der Hof war kein Ort für Kindheit, sondern ein Trainingsraum für Schuld. Wände aus kaltem Stein, Fenster, die zu klein sind, um Licht hereinzulassen, aber groß genug, dass die Gerüche durchpassen. Der Junge lernt früh, dass Worte schneller schneiden als Messer – und Messer sauberer arbeiten.

Dolche lagen herum wie missgelaunte Hunde. Jeder trug einen: der Kämmerer, der Stallknecht, der Koch, der so tat, als wären seine Klingen nur für Fleisch. Der Junge bekam seinen ersten an einem Morgen, der nach Rauch roch. Ein schmaler Stahl, Griff aus Horn, zu groß für die Hand, zu klein für die Angst. „Für Ratten“, sagte der Mann, der ihn reichte. Er meinte die Tiere, die Körner fressen. Oder die anderen, die aus Höflichkeit leben. Schwer zu sagen.

Er übte, wenn keiner hinsah. Strohballen, Weidenruten, das Holz des Zauns. Schnitte, Stiche, Drehungen. Ein Tanz ohne Musik. Die Hand wurde sicher, das Herz blieb unentschieden. Ein Dolch ist ehrlich: Er lügt nie über seine Absicht. Menschen tun das. Der Junge lernte, zuzuhören, wenn der Stahl den Stoff küsst. Dieses leise, beleidigte Geräusch. Einmal traf er aus Versehen eine eigene Fingerkuppe. Blut schmeckte nach Metall und Reue. Er sog daran und lachte, weil Lachen manchmal die einzige Pflasterart ist, die hält.

Am Abend roch der Hof nach Bier. Krüge standen nebeneinander wie fromme Schäfchen, bis jemand sie zu Wölfen machte. Männer redeten groß, Frauen redeten knapp, und irgendwo wartete immer ein Lied, das keiner zu Ende kannte. Der Junge saß am Rand der Tische, zwischen Schüsseln, die nie leer zu werden schienen, und Schlägen, die nie ganz ernst gemeint waren, bis sie es wurden. Er lernte, Becher zu halten, ohne zu trinken, und zu trinken, ohne es zu zeigen. Ein Hof ist eine Brauerei für Gerüchte: Du wirst besoffen, ob du willst oder nicht.

Man brachte ihm Lesen bei, aus Büchern, die nach kalter Haut rochen. Mönche mit Tintenfingern, die beteten wie Buchhalter und rechneten wie Heilige. „Wissen“, sagte einer, „ist eine Leiter.“ Der Junge dachte: Ja, und unter der Leiter liegen die, die runtergefallen sind. Er schrieb Wörter, die schwerer waren als sein Messer: Lehen, Recht, Treue. Man sagt sie mit geradem Rücken, und doch sind sie krumm, sobald sie das Zimmer verlassen.

Zwischen den Unterrichtsstunden lag der Hofplatz, ein aufgeschürftes Knie der Welt. Hunde bellten, Pferde schnaubten, Rüstungen klirrten wie schlechte Musik. Ein Ritter zeigte ihm den Griff, mit dem man einen Mann vom Pferd zerzt. „Schnell ist alles“, sagte er. „Auch das Sterben.“ Der Junge nickte und tat so, als sei das eine Neuigkeit.

Die Welfen, sagte man, seien Wölfe. Die Staufer, sagten andere, seien Messer, die zu gut geschliffen sind, um ehrlich zu wirken. Der Junge war beides: Rudel und Klinge. In der Küche hörte er, wie der Koch mit einem Löffel auf einen Topf hämmerte und die Welt sortierte: „Da drüben prahlen sie, hier drinnen kochen wir.“ Und irgendwo im Haus flüsterte eine Tante, dass Gott Ordnung liebe. Schön. Aber Ordnung schmeckt selten.

Er bekam seinen ersten Rausch von fremden Lippen. Ein Becher ging herum, jeder tat so, als sei er nur dabei, weil Höflichkeit ein Schicksal ist. Der Junge trank. Wärme lief ihm in den Bauch wie Diebe in eine offene Scheune. Plötzlich war jeder Witz besser, jede Lampe heller, jeder Mann ein Bruder. Dann kippte die Welt, ganz leicht, wie ein Tisch, der einen wackeligen Fuß hat. Er hielt sich

an der Bank fest und merkte: Trinken ist ein Üben im Fallen. Wer nicht fällt, hat nur zu wenig getrunken.

Später, im Hof, wartete der Stallknecht mit zwei Messern. „Wirf“, sagte er. Der Junge warf. Die Klingen sausten, trafen, wackelten. Er warf weiter, bis die Hand müde war und der Arm brannte wie schlecht gemachte Suppe. „Gut“, sagte der Knecht, „aber gut reicht nicht. Die Welt verlangt nach besser als gut.“ Der Junge nickte und nahm den Dolch wieder auf, als wäre er ein Satz, den er fehlerfrei lernen wollte.

Es gab einen Jagdtag, an dem der Wald dampfte und die Hunde die Luft fraßen. Männer brüllten Befehle, die mehr über ihre Angst sagten als über ihre Autorität. Ein Eber brach aus dem Dickicht, lebendig wie Fluch. Der Junge sah nur Borsten, Augen wie Nägel und den Gedanken des Tieres: „Nicht heute.“ Jemand stürzte, jemand fluchte, der Speer tat, was Speere tun. Der Eber lag, die Welt schwieg kurz. Der Junge hielt den Dolch über warmem Fell und suchte die Stelle zwischen Rippe und Herz, die ihm ein alter Jäger im Flüsterton erklärt hatte. Als das Blut kam, war es ehrlich. Später wusch er die Hände im Bach und merkte, wie kalt ein Erfolg sein kann.

Am Hof besuchte ein Bote mit der Art, die Türen ohne Hände öffnet. Nachrichten von irgendwo, Siegel wie tätowierte Drohungen. Der Junge las nicht, er beobachtete. Wie die Herren blasser wurden, als stünden sie plötzlich im Schatten einer Wahrheit, die nicht in den Plan passte. Er begriff: Macht ist ein Stuhl, dessen Beine ständig wackeln. Man braucht Messer, um Keile nachzuschlagen, und Krüge, um den Schmerz über die Hände zu spülen.

Es gab eine Nacht, da gerieten zwei Ritter aneinander, zuerst wegen eines Würfels, dann wegen eines Blickes, am Ende wegen allem. Der Junge stand da, ein Becher in der Hand, der plötzlich zu schwer war. Einer zog den Dolch, der andere das Lächeln. Beides tötet. Der erste Stich ging daneben, der zweite fand Leder, der dritte Haut. Blut macht die Dielen rutschig, und ein Gebet stolpert darüber. Danach redete man leise, als hätte der Tod die Kehlen als Pfand mitgenommen. Am Morgen trugen Männer den Teppich in den Hof und trommelten Staub heraus, als ließe sich Erinnerung ausklopfen.

Zwischen Dolchen und Krügen lernte er die Reihenfolge: erst sehen, dann reden, dann handeln – und im Zweifel andersherum, wenn die Tür schon aufgeht. Er lernte, wer seine Namen ausspricht, als wären es Münzen; wer sie flüstert, als wären es Beichten; wer sie meidet, als könnte ein Name ein Messer sein. Er merkte sich Gesichter wie Wetter: nicht, weil sie schön waren, sondern weil sie Stürme bedeuteten.

Seine Mutter sagte ihm einmal, dass ein Herrscher sich an Tische erinnert: wer ihm einschenkt, wer ihm einschenkt und wartet, wer ihm einschenkt und zählt. „Zähle zurück“, sagte sie. Er tat es. Der Wirt bekam ein Lächeln, der Schreiber einen Dank, der Söldner einen Auftrag, der Bischof nichts – weil Bischöfe aus dem Nichts den größten Skandal machen.

Der Junge wuchs, wie Bart wächst: erst verlegen, dann trotzig, dann selbstverständlich. Die Dolche wurden leichter in der Hand, die Krüge schwerer im Kopf. Er begriff, dass Mut kein Feuerwerk ist, sondern ein Ofen: Er brennt, wenn man ihn füttert, und er geht aus, wenn man auf Protokoll vertraut. Also fütterte er: mit kleinen Taten, die keiner sah. Ein Bündel Holz in den Karren eines Bauern, ein paar Worte mit dem Mägdekind, das zu schnell erwachsen geworden war, ein Blick, der einem alten Ritter sagte: Du bist noch nicht ganz aus der Welt gefallen.

Und dann kam der Augenblick, den keiner protokollierte. Ein grauer Morgen, die Burg auf dem Hügel tat so, als sei sie ewig, die Krähen taten so, als gehörten sie dazu. Der Junge fand einen Mann in einem der unteren Gänge, ein Gesicht, das nicht hierher gehörte, ein Messer, das sich so zuhause fühlte wie eine Spinne in der Ecke. Es war keine große Sache, nur zwei Schritte und die Entscheidung, welcher Schritt der letzte des anderen sein würde. Der Junge tat, was der Stallknecht beigebracht hatte: schnell ist alles – auch das Leben eines Fremden, der es auf den eines Jungen abgesehen hatte, der noch kein Kaiser war. Als es vorbei war, roch die Luft nach Eisen und Milch. Er stand da, zitterte nicht, atmete durch, hob den Dolch auf. Auf dem Weg zum Brunnen dachte er: So also werden Geschichten geboren – erst als Gerücht, dann als Ritus, am Ende als Recht.

Später saß er wieder am Tisch. Krüge, Schalen, Stimmen. Die Welt tat, als sei sie normal. Er hielt den Becher an die Lippen, ohne zu trinken. In seinem Kopf schob sich etwas an seinen Platz, als hätte er lange auf einen Stuhl gestarrt und endlich begriffen, wie man sich darauf setzt. Er war noch ein Junge. Aber zwischen Dolchen und Krügen ist man nie nur das. Man ist das Ergebnis von zu viel Metall und zu wenig Schlaf, von gelegten Eiden und ungelegten Fallen.

Die Mönche werden später schreiben, dass Tugend sein frühes Leben geformt habe. Die Ritter werden sagen, es sei Tapferkeit gewesen. Die Wirte werden behaupten, er habe gut gezahlt. Keiner wird notieren, dass ein Junge im Hof stand, mit klebrigen Händen und einem Kopf voller Stimmen, und sich entschied, nicht wegzusehen. Das ist die eigentliche Geburt: nicht die aus der Mutter, sondern die aus dem Zweifel.

Der Dolch wurde sauber, der Krug leer. Der Tag kroch vorwärts wie ein verletzter Hund, der trotzdem beißen kann. Und irgendwo zwischen dem metallischen Geschmack auf der Zunge und dem Brot, das zu hart war, um weich zu lügen, wusste der Junge, wovon später Lieder singen würden: Nicht von Glanz. Von Griffen. Von der stillen Bewegung der Hand, bevor der Lärm beginnt. Von einem Herzschlag, der Nein sagt, und einer Stirn, die Ja nickt. Von einem Jungen, der zwischen Dolchen und Krügen aufhört zu suchen, was recht ist, und anfängt zu tun, was nötig ist.

Staufer gegen Welfen, und keiner wäscht sich die Hände

Das Reich war nie ein Zuhause. Es war ein Gasthaus, in dem jeder die Türe eintreten konnte, aber keiner die Rechnung zahlen wollte. Staufer und Welfen – zwei Familien, zwei Rudel, zwei Schnauzen voller Gier. Sie spielten nicht Schach. Schach hat Regeln. Das hier war Würfeln mit Messern und jeder Becher Wein war eine unterschriebene Kriegserklärung.

Die Staufer: hart, kalt, wie Eisen, das zu lange im Feuer gelegen hat. Ausdauernd, schweigsam, und mit dieser Arroganz, die aus Burgen tropft wie Wasser aus alten Mauern. Man sagt, sie hätten das Reich zusammenhalten wollen. Unsinn. Sie wollten es besitzen. Ein Unterschied, der nur in den Predigten der Mönche zählt.

Die Welfen: laut, schnell, wie Hunde, die zu früh Blut gerochen haben. Reich, selbstgefällig, immer mit einem Lächeln, das zu breit war, um ehrlich zu sein. Sie tranken, sie prahlten, sie schworen – und hielten es, solange es ihnen passte. Gold floss in ihren Taschen, und wenn es nicht floss, schütteten sie es einfach nach, mit Heiraten, Tributen, Erpressung.

Zwischen beiden Häusern lag das Reich wie eine Frau zwischen zwei schlechten Liebhabern: Jeder zerrte, keiner fragte. Staufer gegen Welfen bedeutete: Festmähler, die im Blut endeten. Kirchen, die zu Gerichtssälen wurden. Felder, die doppelt besteuert waren, weil zwei Herren sich einbildeten, der gleiche zu sein.

Barbarossa wuchs mittendrin. Ein Junge, der lernte, dass Loyalität nicht mehr wert ist als der Preis des nächsten Kruges. Heute schwört man dir ewige Treue, morgen verkauft man deine Ehre für drei Pferde und eine Braut, die man selbst nicht haben wollte. Das Reich war ein Marktstand voller Versprechen, und die Kunden waren bewaffnet.

Einmal – die Chronisten schreiben das anders, aber sie schreiben ohnehin alles anders – kam es zu einem Fest, bei dem Staufer und Welfen am gleichen Tisch saßen. Der Wein floss, die Zungen auch. Erst Lachen, dann Spott, dann die Art von Stille, die wie ein Seil über den Balken hängt. Messer wurden gezogen, aber nicht benutzt. Noch nicht. Stattdessen starrten sie sich an, als könnte einer den anderen mit Blicken in den Staub drücken. Am Ende lachten sie wieder, doch es war dieses Lachen, das mehr Gift trägt als jedes Gebet.

Die Mönche predigten Frieden. Die Bauern fluchten. Die Ritter rüsteten. Und keiner wusch sich die Hände, weil jeder wusste: Sie sind längst rot, egal ob vom Blut des Feindes oder vom Fett der Bankette.

Barbarossa begriff früh: Er würde wählen müssen. Und in dieser Wahl steckte kein Sieg. Nur die Hoffnung, dass der Dolch, den man in den Rücken bekommt, wenigstens von der Familie ist.

Die Halle war vollgestopft wie ein Schwein vor dem Schlachten. Staufer auf der einen Seite, Welfen auf der anderen. Zwischen ihnen ein Tisch, beladen mit Fleisch, Brot, Fässern – als könne man Krieg mit Würsten erschlagen. Erst wurde diskutiert. Dann gestritten. Dann brüllten Männer mit so viel Rot im Gesicht, dass man meinen konnte, sie seien schon enthauptet. Einer der Welfen knallte seinen Becher auf den Tisch, so hart, dass der Wein überlief. „Euer Recht ist nur so lang gültig, wie euer Schwert scharf ist.“ Ein Staufer lehnte sich zurück, lächelte schmal und fuhr mit dem Finger über seinen Dolch. „Dann sieh nach, ob deines nicht schon rostet.“ Es war still. Viel zu still. Die Halle vibrierte wie ein Hund, der gleich beißt. Am Ende trank man weiter – jeder Schluck ein stiller Dolchstoß. Der Krieg war vertagt, nicht verhindert.

Eine Hochzeit – Welfe heiratet Stauferblut. Frieden, sagten sie. Verbrüderung. Ein Tanz, ein Mahl, ein Gelübde. Doch während die Frauen sangen und die Kerzen tropften, saßen die Männer in den Winkeln. Die Welfen mit zu viel Gold an den Fingern, die Staufer mit zu viel Schweigen im Gesicht. Irgendwann flog ein Knochen vom Tisch, wie zufällig, wie aus Spaß. Er traf den falschen Mann, und der falsche Mann stand auf. Ein Dolch blinkte. Ein Schrei. Weinbecher kippten, und plötzlich war das Fest eine Schlachtbank. Blut spritzte auf die weißen Schleier. Hunde heulten im Hof. Am Morgen behauptete man, es sei ein Missverständnis gewesen. Missverständnisse hinterlassen lange Gräber.

Ein Dorf zwischen den Fronten. Staufer beanspruchten es, Welfen

beanspruchten es. Die Bauern hatten keine Stimme, nur Felder, die das Falsche wuchsen: Schulden.

Die Welfen ritten zuerst ein, nahmen Korn und Vieh. Zettel an die Tür: „In Treue.“

Drei Tage später ritten die Staufer ein, brannten die Scheune nieder. „In Gerechtigkeit.“

Zurück blieb Asche, und Kinder, die mehr Dolche kannten als Brot. Niemand fragte nach Recht. Recht war das Schwert, das noch warm war.

Barbarossa stand oft daneben, wie ein Knappe, der den Wein trägt und die Stimmen frisst. Doch er sah alles. Er merkte, dass man in diesem Reich nicht groß wird, weil man erwachsen wird, sondern weil man gezwungen ist, den Dolch früher zu ziehen als die anderen.

Eines Nachts, Burgkeller, Fackeln flackern. Zwei Männer, ein Welfe, ein Staufer, beide zu betrunken für Diplomatie, zu nüchtern für Schweigen. Einer stößt den anderen gegen die Wand, Worte wie Nägel. „Euer Blut ist verflucht“, zischt der Welfe. „Und doch trinken wir alle daraus“, knurrt der Staufer.

Barbarossa steht daneben, mit dem Becher in der Hand, noch ein Junge, noch ohne Krone, aber sein Blick sagt mehr als seine Jahre: Er wiegt ab, er zählt Sekunden, er erkennt, dass Frieden nicht vom Himmel fällt, sondern vom besseren Messer. Er greift ein, nicht mit Worten, sondern mit einer Hand, die den einen zurückhält und den anderen zur Seite stößt. Keine Heldentat – nur ein Reflex. Aber in dieser Sekunde verstehen beide: der Junge hat Gewicht.

Am nächsten Morgen redet man anders mit ihm. Leiser. Misstrauischer. Er ist nicht mehr nur das Blut, das wartet, geformt zu werden. Er ist der Schatten, der in die Halle gewachsen ist, während andere getrunken haben.

Und draußen, im Reich, wächst der Hass wie Unkraut. Staufer setzen Burgen in Brand, Welfen schlagen Märkte leer. Bauern hocken in den Trümmern, kratzen die Asche vom Boden, weil sie glauben, darin Korn zu finden. Die Prediger reden von Sünde, die Frauen reden von Hunger, die Kinder reden von Waffen, als wären sie Spielzeug.

Barbarossa reitet durch eines dieser Dörfer. Rauch hängt noch über den Feldern, Schweine schreien in den Trümmern. Eine Frau tritt ihm entgegen, mit einem Kind auf dem Arm, die Augen so leer wie ausgebrannte Kerzen. „Wessen Kaiser wirst du?“, fragt sie. Er antwortet nicht. Weil es keine Antwort gibt. Noch nicht.

Später, am Feuer, hört er die Ritter reden. „Die Welfen sind Schwätzer“, sagt einer. „Die Staufer sind Mörder“, sagt der andere. Barbarossa lacht nicht, er trinkt nicht, er sagt nur: „Dann sind wir schon zu viert am Tisch.“

Die Männer schweigen, und im Schweigen liegt diese gefährliche Erkenntnis: Der Junge hat die Zunge eines Herrschers, der weiß, dass jedes Wort eine Waffe ist.

Und irgendwo in den Bergen, zwischen Nebel und Glocken, lachen die Mönche in ihre Bücher. Sie schreiben Geschichten über Recht und Ehre, während draußen die Hunde sich die Knochen teilen. Staufer gegen Welfen – und keiner wäscht sich die Hände. Barbarossa aber lernt, dass man manchmal besser daran tut, das Blut nicht abzuwischen, sondern es als Zeichen zu tragen.

Der Kaiserhut passt nie richtig

Die Krone, sagten sie, sei Gottes Wille in Gold gegossen. Quatsch. Sie war ein verdammter Helm, der zu schwer war, um zu tragen, und zu hohl, um Sinn zu machen. Man setzte sie ihm auf, als wäre er ein Fass, das man abdichtet. Applaus, Glockengeläut, Wein, Gebete – alles in der Art, wie man auch eine Sau segnen würde, bevor man sie schlachtet.

Barbarossa saß da, unter dem Hut, und dachte nur: *Das Ding drückt wie ein verdammter Mühlstein*. Links rutschte es, rechts kippte es, und immer wieder musste ein Mönch nachjustieren, als hätte Gott selbst keine Hand fürs Maß. Der Kaiserhut passte nie. Er war gemacht für Heilige, für Statuen, für Männer, die in den Büchern der Kirchenbrüder leben – nicht für einen Kerl aus Fleisch, Bart und Zweifel.

Die Fürsten um ihn herum lächelten wie Metzger. Jeder Beifall war ein Vertrag, jeder Kniefall eine neue Lüge. „Majestät“, sagten sie, und meinten: *Wir geben dir heute unsere Treue, und morgen stechen wir dir in den Rücken, wenn der Wein billiger wird*. Er wusste das. Jeder wusste das. Aber im Reich spielte man dieses Theater, als hinge die Welt am Seil der Zeremonie.

Der Papst schickte Segensworte, die klangen wie Rechnungen. Ein paar Tropfen Öl auf die Stirn, ein paar lateinische Brocken, und schon sollte er der Statthalter Gottes auf Erden sein. Dabei wusste er: Der Papst würde ihn genauso schnell exkommunizieren, wie ein Wirt einen betrunkenen Bauern rauswirft, wenn die Zeche nicht stimmt.

Und während die Menge jubelte, sah er die Blicke in den hinteren Reihen. Bauern, Händler, Frauen mit Kindern, Gesichter voller Staub. Sie klatschten nicht, sie schrien nicht, sie standen nur da. Für sie war der Kaiserhut nichts als ein Stück Metall weit über ihren Köpfen. Ihre Welt blieb gleich: Hunger, Abgaben, Angst. Ob Staufer, ob Welfe, ob Kaiser – immer der gleiche Schuh, der auf dem Nacken steht.

Am Abend, als der Wein floß und die Lieder schrillten, zog Barbarossa den Hut vom Kopf und stellte ihn auf den Tisch. Er sah ihn an, wie man einen Fremden ansieht. „Das Reich“, murmelte er, „passt so wenig wie dieser Hut.“ Dann griff er zum Krug, und das Bier rutschte besser in ihn hinein als jeder Titel.

Er wusste: Die Krone trägt dich nicht. Du schleppst sie. Und sie sitzt nie richtig, egal wie sehr die Welt so tut, als hätte sie den perfekten Kopf dafür.

Intrigen schmecken nach kaltem Bier

Man denkt, mit der Krone kommt die Macht. Aber in Wahrheit kommt nur die Rechnung. Kaum hatte Barbarossa den Kaiserhut vom Kopf genommen, klopfen schon die Ersten an seine Tür – Fürsten, Prälaten, Gesandte. Jeder mit dem gleichen Gesichtsausdruck: „Majestät, wir sind eure treuen Diener ... aber.“ Dieses *aber* war der wahre Herrscher des Reichs.

Der eine wollte mehr Land. Der andere weniger Steuern. Der Dritte pochte auf ein altes Recht, das nie jemand aufgeschrieben hatte, und wenn, dann nur in der Tinte eines besoffenen Mönchs. Jeder brachte Pergamente mit, Siegel, Zeugen – und jeder schob gleichzeitig einen Dolch unter den Tisch, falls die Antwort falsch ausfallen sollte.

Barbarossa hörte zu, trank dabei und schwieg. Ein junger Kaiser muss lernen, dass das Reich kein Schloss ist, sondern eine Wirtschaft, in der jeder einen Platz am Stammtisch will. Und wer keinen Platz bekommt, wirft den Tisch einfach um.

Die ersten Entscheidungen waren keine Siege, sondern Wetten. Wem gibst du nach, ohne schwach auszusehen? Wen trittst du gegen das Schienbein, ohne dass er gleich die ganze Sippe mitbringt? Es war Politik als Wirtshausschlägerei: Faust links, Messer rechts, und am Ende liegen alle auf dem Boden und behaupten, sie hätten gewonnen.

Eines Abends, im kleinen Kreis, stellte er seine Ritter zur Rede:

„Wie hält man so ein Reich?“ fragte er.

Ein alter Krieger, halb blind, halb betrunken, lachte und sagte: „Man hält es nicht, Herr. Man reitet nur so lange, bis die Pferde verrecken, und hofft, dass die anderen schneller verrecken.“

Barbarossa trank, dachte nach, und am nächsten Morgen unterschrieb er fünf Urkunden, die sich alle widersprachen.

Die Fürsten waren zufrieden. Vorläufig. Das Reich knirschte, aber es fiel nicht auseinander. Noch nicht.

Und so lernte Barbarossa die erste Lektion eines Kaisers: **Die Krone sitzt nie richtig. Sie rutscht. Sie drückt. Und während du versuchst, sie gerade zu rücken, klauen dir die Leute schon das Brot vom Tisch.**

Die Krönung und das Katerfrühstück

Die Krönung war ein Theaterstück. Gold, Weihrauch, Glocken – alles so überladen, dass man dachte, Gott selbst würde gleich mit am Tisch sitzen und seinen eigenen Wein austrinken. Barbarossa stand da, mit Öl auf der Stirn und Krone auf dem Schädel, und das Volk jubelte, als hätte jemand ihre Steuern halbiert. Dabei wusste jeder: Morgen zahlen sie doppelt.

Die Nacht war ein Rausch. Ritter sangen, Mönche beteten, Fürsten sofften, als sei jeder Becher eine weitere Versicherungspolice gegen den Tod. Frauen tanzten, Hunde heulten, und irgendwo im Schatten zählten die Schreiber schon wieder die Schulden.

Barbarossa trank mit, weil es nicht anders ging. Ein Kaiser ohne Becher ist wie ein Krieger ohne Schwert – man nimmt ihn nicht ernst. Der Wein floss süß, der Met brannte, und irgendwann verschwammen Gesichter zu Fratzen, Stimmen zu Grollen. Jeder wollte nah an ihn ran, jeder wollte gesehen werden, jeder wollte ein Stück vom frisch gekrönten Kuchen.

Und dann kam der Morgen. Kein Glockengeläut, kein Jubel, nur Kopfschmerz. Der Kaiserhut lag schief auf dem Tisch, als hätte er sich selbst besoffen. Barbarossa wachte in einem Raum, der nach kaltem Fleisch, Wachs und Männeratem stank. Ein Schreiber hockte schon da, mit Pergament und Feder, als wäre nichts gewesen. „Majestät, die ersten Gesuche liegen vor.“

Er griff zum Krug, leer. Der zweite Krug, auch leer. Am Boden der Halle lagen Ritter, die gestern noch von Tapferkeit geredet hatten und jetzt mit offenem Mund schnarchten, als wären sie Bauern nach einem schlechten Markt. Überall Reste: gebrochenes Brot, ausgelaufener Wein, ein zerknüllter Schleier, von dem keiner mehr wissen wollte, wem er gehörte.

Das war der wahre Beginn der Herrschaft: das Katerfrühstück. Ein Tisch voller leerer Teller und voller neuer Forderungen. Keine Musik, keine Fanfaren, nur die nagende Frage: Wer sitzt jetzt schon wieder vor der Tür und will etwas haben?

Barbarossa zog den Hut zu sich heran, sah in das kalte Metall und knurrte: „Du bist schlimmer als der Rausch. Wenigstens geht der vorbei.“

Und so begann das Reich, nicht mit einem Fest, sondern mit dem bitteren Geschmack von abgestandenem Bier und zu vielen Versprechen, die schon in der Luft rochen wie Fleisch, das zu lange hängt.

Italien brennt, und die Städte spucken zurück

Italien war kein Land, es war ein verdammter Hinterhof voller streitender Nachbarn. Jeder mit eigenen Mauern, eigenen Münzen, eigenen Göttern aus Stein. Mailand, Cremona, Verona – Städte, die mehr Stolz hatten als Korn, mehr Glocken als Brot, mehr Mauern als Vernunft. Barbarossa kam herunter wie ein Mann, der glaubt, er könne Ordnung bringen, aber Ordnung ist in Italien ein Fremdwort, das man nur beim Beichten flüstert.

Er ritt ein mit Bannern und Trompeten, und die Städte sahen ihn an wie einen Händler mit faulen Waren. Sie nickten, lächelten, ließen sich segnen – und spuckten ihm dann in den Rücken. Zölle hoch, Tore zu, Boten mit abgeschnittenen Ohren zurückgeschickt. So war Italien: eine Hochzeit am Morgen, eine Hinrichtung am Abend.

Mailand machte den Anfang. Eine Stadt voller Türme, voller Händler, voller Zünfte, die glaubten, sie seien größer als Gott. Barbarossa belagerte sie, schnürte sie ab wie ein zu enges Hemd, ließ Hunger arbeiten, wo Schwert und Feuer nicht schnell genug waren. Er wartete, und die Stadt fluchte. Er wartete, und die Stadt verhungerte. Schließlich kapitulierten sie – und er ließ sie spüren, dass ein Kaiser nicht nur Krone, sondern auch Brandfackeln trägt. Häuser fielen,

Mauern brachen, Menschen flohen, und der Rauch über Mailand färbte den Himmel so schwarz, dass selbst die Engel das Fenster schlossen.

Die anderen Städte sahen zu. Einige knickten ein, andere schworen im Geheimen, dass sie ihm das heimzahlen würden. Denn Italien war nicht besiegt. Italien war ein Tier mit hundert Köpfen – du schlägst einen ab, zwei neue schreien. Bologna, Verona, Venedig – sie murmelten, sie verhandelten, sie verschworen sich.

Und dann kam Legnano. Eine Schlacht, ein Staubfeld, und die Städte spuckten zurück. Bauern, Händler, Schmiede – keine Ritter in glänzenden Rüstungen, sondern Männer mit Hämmern, mit Stangen, mit der Wut von hundert Märkten, die keine Lust mehr hatten, den Kaiserhut zu finanzieren. Sie stellten sich ihm entgegen, eine Mauer aus nackter Entschlossenheit.

Barbarossa stürmte, tobte, befahl. Doch die Städte hielten stand. Ein Kaiser gegen Bürger, und diesmal lachte das Pflaster. Er verlor Männer, verlor Ansehen, verlor dieses glatte Selbstverständnis, mit dem er nach Süden gezogen war. Ein Kaiser kann viele Schlachten gewinnen – aber wenn die Städte spucken, bleibt der Bart nicht trocken.

Als er abzog, schwieg er. Kein Sieg, kein Fest, kein Lied. Nur die Erkenntnis, dass Italien kein Reich war, das man besitzt, sondern ein Hexenkessel, der einen beißt, wenn man zu tief hineinfasst.

Und irgendwo hinter ihm klirrten schon wieder die Glocken der Städte, nicht für ihn, sondern gegen ihn. Italien brannte – und der Kaiser war nur einer mehr, der sich die Finger daran verbrannt hatte.

Päpste sind auch nur alte Männer in Kleidern

Rom roch nach Weihrauch und altem Urin. Auf den Straßen stapften Pilger barfuß über Pflastersteine, während in den Palästen Männer in Kleidern die Welt verteilten, als wäre sie ein Stück Brot, das nie reicht. Barbarossa kam als Kaiser – und traf nicht auf Gott, sondern auf Bürokraten mit Heiligenschein.

Der Papst – Hadrian, später Alexander, und noch einer nach ihm, als würde die Kirche sie im Dutzend ausspucken – stand da in Gold und Seide, die Hände erhoben, als könne er mit einem Fingerzeig Himmel und Erde sortieren. Aber

am Ende war er nur ein alter Mann mit weichen Fingern, die nie einen Schwertgriff gespürt hatten. Einer, der predigte, während andere bluteten.

Barbarossa kniete, weil man knien musste. Doch er kniete nicht für Gott. Er kniete, um zu zeigen, dass er wieder aufstehen konnte. Der Papst segnete ihn, als wäre er ein Schüler, der Nachhilfe im Gehorsam brauchte. Und dann kam das Geschäft: „Schütze die Kirche.“ – „Bezahle den Zehnten.“ – „Erinnere dich, wer die Schlüssel zum Himmel trägt.“ Alles Forderungen, verpackt in Latein, das klang wie Drohungen mit Talar.

Doch Barbarossa war nicht der Typ für geistliche Märchen. Er wusste: Ein Bann ist nur Papier, bis eine Armee ihn durchsetzt. Also stritt er mit den Päpsten, ritt gegen ihre Städte, stieß ihre Gesandten vor die Tür. Und jedes Mal, wenn einer von ihnen ihn exkommunizierte, lachte er kurz, trank einen Schluck und sagte: „Schon wieder? Schickt mir doch mal einen, der kämpfen kann.“

Die Päpste waren listig, keine Frage. Sie webten Netze, sie schickten Briefe, sie flüsterten in die Ohren der Fürsten. Aber hinter all dem Prunk und den Ritualen sah Barbarossa nur runzlige Gesichter, die Angst hatten, an Bedeutung zu verlieren. Männer in Kleidern, die über Himmel redeten, aber die Erde fürchteten.

Einmal, beim Hoftag, wagte ein Legat zu sagen, der Kaiser sei nur Kaiser, wenn der Papst es wolle. Barbarossa starrte ihn an, wie man einen Hund anstarrt, der auf den Teppich gepisst hat. „Ich bin Kaiser, weil ich’s mir nehme“, knurrte er. Und der Saal schwieg – bis auf das Kratzen der Schreiber, die genau wussten, dass sie diese Worte nie zu Papier bringen durften.

Und so ging es weiter: Bannbulle, Antwort, Krieg, Frieden, Verrat. Ein Tanz, den keiner beenden konnte. Am Ende blieben zwei alte Männerbilder: Der eine mit Krone, der andere mit Mitra. Beide schwer, beide schief, beide unbequem. Und beide so menschlich, dass man sich fragte, warum Millionen Menschen ihr Blut dafür vergossen, dass einer ein Stück Metall trägt und der andere ein Stück Stoff.

Denn Päpste sind auch nur alte Männer in Kleidern – die beten, dass keiner merkt, wie viel Haut darunter zittert.

Kaufleute, Huren, Gassen – das wahre Rom

Rom war kein heiliger Ort. Es war ein Basar, der sich als Tempel verkleidet hatte. Zwischen den Ruinen alter Größe standen Buden, die nach Fisch und verfälschtem Öl stanken. Die Straßen waren so eng, dass selbst die Sonne sich zweimal überlegte, ob sie hier reinpasste.

Die Kaufleute schrien lauter als die Priester. Gewürze, Stoffe, Wein – alles mit Preisen, die höher waren als die Türme der Basiliken. Jeder schwor auf seine Waage, und jeder hatte das Blei im Gewicht versteckt. Gold wechselte schneller die Hände als Beichten die Lippen. Und Barbarossa sah, wie diese Männer mit schmutzigen Fingern mehr Macht hatten als ganze Bischofssynoden.

Die Huren standen an den Ecken, Lippen rot wie vergossener Wein, Augen müde wie alte Soldaten. Sie lachten, sie lockten, sie fluchten. Einige trugen Kreuze um den Hals, weil selbst Sünde im Schatten der Kirche Geschäfte macht. Rom war voll von ihnen – Frauen, die mehr über Politik wussten als die Senatoren, weil sie nachts die Männer im Ohr hatten, die tagsüber Gesetze machten.

Und die Gassen? Sie waren ein lebendiger Bauch voller Flöhe, Gaukler, Diebe und Kinder mit Messern. Hunde kämpften um Knochen, Bettler streckten Stümpfe in die Luft, und irgendwo dudelte eine verstimmte Laute, als wolle sie die Welt daran erinnern, dass selbst im Elend Musik entsteht. Der Dreck lief in Rinnsalen den Berg hinab, und unten sammelte er sich – so wie auch die Wahrheit immer im Schatten landet.

Barbarossa ritt durch dieses Rom, und er roch mehr Wahrheit in einem Atemzug fauler Gassenluft, als in einer Woche vatikanischer Liturgie. Hier, in den Straßen, wurde das Reich verhandelt: im Preis eines Fasses Wein, im Griff einer Hure, im Schlag eines Würfels.

Einer der Kaufleute brüllte ihm zu: „Herr Kaiser, wollt Ihr das Reich regieren? Fangt hier an, auf dem Markt. Denn hier zahlt jeder, auch wenn er nicht will.“ Barbarossa lachte schmal und dachte: *Die Gassen haben mehr Zähne als die Kardinäle.*

Rom – das wahre Rom – war nicht im Dom zu finden, sondern in den Stimmen, die schmutzig waren, roh und ungeschliffen, aber ehrlicher als jeder Segen.

Der Kaiser als Hund im fremden Garten

Italien nahm ihn nie als Herrn. Italien nahm ihn wie ein Messer im Rücken: unvermeidlich, schmerzhaft, und doch etwas, das man überlebt. Barbarossa zog ein mit Trompeten, Bannern, glänzenden Rüstungen – und die Leute sahen ihn an, als hätte jemand den Hund vom Nachbarn ins eigene Gemüsebeet gelassen.

Die Fürsten tuschelten, die Kaufleute rechneten, die Städte schlossen ihre Tore. Man gab ihm Festmähler, aber der Wein schmeckte dünn, das Brot war hart, und das Lächeln der Gastgeber war so echt wie ein Kupferstück, das man mit Silber überzogen hatte. Sie ließen ihn trinken, sie ließen ihn essen – aber sie warteten nur, bis er wieder ging.

Barbarossa spürte es bei jedem Schritt: Die Straßen trugen ihn nicht. Er war der Fremde, der Eindringling, der Barbar im Kaisergewand. Italien liebte seine eigenen Lügen mehr als fremde Wahrheiten. Und so sah man ihn nicht als Herrscher, sondern als Gast, den man höflich erträgt, bis er betrunken genug ist, dass man ihn zur Tür hinauswerfen kann.

Einmal, in Verona, hörte er die Kinder lachen. „Der Kaiser kommt! Der Kaiser kommt!“ – und sie warfen mit faulen Äpfeln. Männer taten so, als schimpften sie die Kinder, doch ihre Augen lachten mit. Er ritt weiter, den Bart voll Staub und Groll, und dachte: *Ein Hund wird nie Herr des Gartens. Man jagt ihn immer wieder hinaus.*

Die Bischöfe waren nicht besser. Vor ihm verneigten sie sich tief, küssten seine Finger, schworen Treue – und am nächsten Morgen saßen sie wieder mit den Gesandten aus Mailand und Venedig zusammen, als wäre er schon Staub unter ihren Füßen. Sie gaben ihm Titel, aber keine Tore, Versprechen, aber keine Truppen. Alles Worte, alles Rauch.

Und er? Er bellte zurück. Mit Feuer, mit Schwert, mit Bann. Er brannte Felder nieder, schleifte Mauern, nahm Geiseln. Doch jeder Sieg war nur ein gestohlenes Stück Brot: Kaum geschluckt, schon wieder verloren. Die Städte standen immer wieder auf, wie Ratten, die man nicht totkriegt, egal wie oft man den Knüppel schwingt.

Am Ende war Italien für ihn kein Reich, sondern ein Käfig voller Katzen, die fauchten, wenn der Hund hereintrat. Er konnte sie erschrecken, er konnte sie reißen – aber zähmen? Niemals.

Und so blieb er der Kaiser im fremden Garten. Mit Krone auf dem Kopf, mit Staub in der Kehle, mit einer Wahrheit, die schwerer wog als jede Rüstung: **Ein Hund bleibt ein Hund. Und Italien spuckt ihm ins Gesicht, egal, wie laut er bellt.**

Blutige Schlachten und schlechte Gedichte

Schlachten stinken. Sie riechen nach Eisen, nach Angstschweiß, nach Pferdeurin und den Eingeweiden, die am falschen Ort gelandet sind. Barbarossa wusste das schon nach der ersten: Ruhm ist nur ein Wort, das man am Abend ausspricht, wenn man noch aufrecht am Feuer sitzt. Alle anderen liegen irgendwo im Dreck und können nichts mehr sagen.

Die Chronisten aber – ach, die Chronisten! – sie saßen im Zelt, weit weg vom Staub, schrieben Verse über „glorreiche Siege“, während draußen Männer ihre Gedärme mit beiden Händen zurück in den Bauch stopften. Sie malten Bilder von Tapferkeit, als wäre Blut ein Farbpigment, das man großzügig über Pergament spritzt. Jeder Satz eine Lüge, jeder Reim ein Verrat.

Barbarossa ritt durch die Schlachten wie ein Mann, der weiß, dass er gesehen werden muss. Immer vorne, immer sichtbar. Nicht, weil er Lust auf Heldentod hatte, sondern weil das Reich sonst lachte: „Ein Kaiser, der sich versteckt, ist kein Kaiser.“ Also ritt er. Pfeile zischten, Lanzen krachten, Schwerter hackten. Die Sonne war gnadenlos, der Staub klebte wie ein Fluch, und überall dieses Geräusch: Metall auf Metall, ein endloses Keifen, das im Ohr blieb wie ein Tinnitus der Hölle.

Er gewann viele Schlachten. Und jede fühlte sich trotzdem an wie eine Niederlage. Weil Siege nichts sind, wenn das Land danach nur noch mehr hasst. Mailand gebrochen, Verona bezwungen, Brescia gezähmt – alles Erfolge, die schon in der nächsten Woche im Dreck lagen, weil Städte mehr Leben haben als Armeen.

Und wenn die Toten begraben waren, wenn das Feld still war, dann kamen die Dichter. Mit ihren Luten, ihren Federn, ihren Stimmen, die klangen wie der Nachgeschmack von altem Bier. „Oh, edler Kaiser, Bezwinger der Tyrannen, bringer des Lichts ...“ – und während sie sangen, rochen noch die Pferde nach verbranntem Fleisch.

Barbarossa hörte zu, trank, schwieg. Manchmal lachte er sogar, dieses harte, trockene Lachen, das die Halle frösteln ließ. „Schreibt nur“, dachte er. „Schreibt eure schlechten Gedichte. Vielleicht glaubt’s jemand in hundert Jahren. Aber ich weiß, wie Blut schmeckt, und das reimt sich auf gar nichts.“

So stapelte sich der Ruhm in Pergamenten, während die Wahrheit in Massengräbern lag. Schlachten, Siege, Gedichte – alles Teil der gleichen Lüge: dass Krieg etwas anderes ist als ein verlängerter Kater mit Leichen im Graben.

Legnano: Stolz zerplatzt auf Pflastersteinen

Es war der Morgen, an dem das Reich dachte, es würde glänzen – und am Abend stank es nach Niederlage. Barbarossa zog gegen die Lombarden, stolz wie immer, Bart im Wind, Banner hoch. Ein Kaiser, der meinte, er könnte Städte brechen wie dürres Holz. Doch Legnano war kein Holz. Legnano war Stein. Hart, störrisch, kalt.

Die Lombarden waren keine Ritter mit Heldenmut und Turniergeschichten. Sie waren Bürger, Bauern, Schmiede. Männer mit Hämmern, Frauen, die Wasser schleppten, Kinder, die Steine warfen. Kein Hof, kein Glanz. Nur Wut. Eine Wut, die Mauern zu Schwertern macht.

Barbarossa stürmte. Pferde voran, Eisen blitzte, Trompeten schrillten. Staub stieg auf wie Rauch. Und dann prallte er gegen etwas, das er nicht erwartet hatte: eine Mauer aus Menschen, zusammengekettet, Schulter an Schulter, mit langen Spießen, die aussahen wie ein Wald, der beschlossen hatte, zurückzuschlagen.

Der erste Angriff brach. Der zweite auch. Pferde wanden sich, Ritter fielen, der Staub verwandelte sich in Schlamm aus Blut und Schweiß. Barbarossa ritt, schrie, trieb seine Männer vorwärts. Doch die Stadt stand. Jeder Schritt, den er machte, kostete Männer. Jeder Schlag, den er führte, brachte ihn näher an den Boden.

Dann fiel er. Der Kaiser, Rotbart, der Mann, der Städte verbrannt hatte, lag selbst im Staub. Pferd nieder, Bart voller Erde, Krone verloren. Niemand sang. Niemand jubelte. Nur das Keuchen, das Stampfen, das metallische Heulen, wenn Rüstungen brachen.

Die Legende sagt, er sei tot gewesen, für einen Moment. Dass das Reich ohne Kopf dastand, der Kaiser verschluckt vom Pflaster. Später stand er wieder auf – aber es war nicht mehr derselbe Mann. Etwas war dort zerbrochen, nicht nur Schilde und Knochen, sondern dieser unerschütterliche Stolz, der ihn durch Italien getragen hatte.

Am Abend zogen die Lombarden zurück in ihre Stadt. Glocken läuteten, Frauen sangen, Kinder tanzten. Für sie war es ein Sieg, für ihn eine Schmach. Legnano war kein Feld, das man mit Blut düngt, es war eine Narbe. Eine Narbe, die bis in die Geschichtsbücher bluten würde.

Barbarossa wischte sich den Staub aus dem Bart und schwieg. Was sollte er auch sagen? Die Pflastersteine hatten gesprochen, lauter als jede Rede. Und Stolz, wenn er einmal zerplatzt ist, klebt schlimmer als Blut.

Wein im Zelt, Staub im Mund

Das Lager nach Legnano war ein Friedhof ohne Gräber. Zelte hingen schief, Pferde lagen matt im Staub, Männer krochen herum wie Insekten, die den Tritt überlebt hatten. Überall Geruch von Schweiß, von Eisen, von Blut, das schon zu lange an den Rüstungen klebte. Kein Lied, kein Lachen. Nur das Knarren von Leder und das Stöhnen der Verwundeten.

Barbarossa saß im Zelt. Die Krone lag in einer Kiste, nicht auf seinem Kopf. Vor ihm ein Krug, der nach mehr schmeckte, als er fassen konnte. Er hob ihn, trank, setzte ihn ab, wischte sich den Mund – und der Staub blieb trotzdem zwischen den Zähnen. Der Wein floss, aber er löschte nichts. Nicht die Scham, nicht den Zorn, nicht die verdammte Erkenntnis, dass ein Kaiser auch fallen kann.

Seine Ritter redeten wenig. Einer murmelte etwas von „nächster Sieg“. Ein anderer schwor, dass Gott sie prüfen wolle. Alles leere Worte, die wie kalte Suppe schmeckten. Barbarossa hörte zu, nickte, aber in seinem Kopf hallte nur dieses Bild: er selbst im Dreck, Bart voller Erde, Krone irgendwo zwischen Pferdehufen.

Die Boten brachten Nachrichten: Städte jubeln, Fürsten tuscheln, der Papst lächelt. Jeder Feind trinkt auf seine Schmach. Jeder Freund schweigt, als wäre sein Schweigen Treue. Er wusste: Schweigen ist Gift. Es frisst langsamer als Dolche, aber sicherer.

Er starrte auf die Flamme der Lampe, die im Wind zitterte. „Ein Kaiser darf nicht fallen“, murmelte er. Und doch war er gefallen. Die Männer, die ihn noch immer ansahen, sahen keinen Gott in Gold, sondern einen Mann in Staub. Und das war schlimmer als jede Wunde.

Also trank er. Jeder Schluck war eine Faust gegen den eigenen Stolz. Jeder Tropfen ein Versuch, die Erinnerung zu ertränken. Doch der Staub blieb. Der Staub im Mund, der Staub im Bart, der Staub in der Geschichte.

Wein im Zelt, Staub im Mund – so schmeckte Niederlage. Kein Heldengedicht würde es je so schreiben. Aber die Männer, die es erlebten, wussten es: Der Kaiser war nur einer von ihnen. Ein Mann, der blutete, der stürzte, der trank, weil nichts anderes blieb.

Beatrix – Liebe im Federbett, Politik am Morgen

Beatrix von Burgund. Eine Frau mit Augen, die mehr wussten als ein ganzer Hoftag voller alter Männer. Für Barbarossa war sie zuerst kein Märchen, sondern ein Vertrag. Ein Stück Land, eine neue Machtbasis, ein weiterer Baustein im Schachspiel der Fürsten. Doch als er sie sah, begriff er, dass Verträge auch Beine haben können, weiche Haut und eine Stimme, die im Dunkeln mehr Gewicht trägt als jeder lateinische Eid.

Im Federbett war sie keine Königin, keine Herzogin, keine Figur auf der Landkarte. Sie war Frau, warm, schnell, mit einem Lächeln, das nicht fragte, sondern nahm. Er lachte selten, aber mit ihr lachte er – kurz, hart, wie ein Mann, der sich für einen Moment vergisst. Zwischen Laken, zwischen Atemzügen, war er kein Kaiser. Er war einfach nur ein Kerl mit Bart und Hunger.

Doch morgens, wenn das Feuer erlosch, wurde das Bett kalt. Dann sprach sie nicht mehr von Lust, sondern von Land. Von Burgen, von Zöllen, von Bündnissen. „Burgund gehört jetzt uns“, flüsterte sie, „aber Burgund frisst auch mit.“ Jeder Kuss hatte ein Preisschild, jedes Lächeln eine Rechnung. Sie war klug, sie wusste es, und er liebte sie dafür – und hasste sie manchmal auch.

Am Hof tuschelten die Männer: „Der Kaiser hängt an ihrer Seite.“ Sie sagten es mit Spott, aber auch mit Neid. Denn Beatrix war keine Zierde. Sie war eine Spielerin. Ihre Nähe gab ihm mehr als Trost – sie gab ihm Karten in die Hand, die er allein nie gehabt hätte. Wer Burgund wollte, musste Beatrix nehmen. Und wer Beatrix nahm, bekam Burgund gleich dazu, ob er wollte oder nicht.

Sie stritten oft. Laut, wild, wie zwei, die wussten, dass keiner nachgeben darf. Er brüllte, sie schnitt mit Worten zurück, und am Ende lagen sie wieder im selben Bett, weil Krieg und Liebe manchmal dieselbe Zunge sprechen.

So lebte er zwischen zwei Wahrheiten: Im Federbett war sie Beatrix, Frau mit Haut und Herz. Am Morgen war sie Burgund, Fürstin mit Kettenhemd unter dem Kleid. Und er wusste: Beides brauchte er. Beides würde ihn retten oder ruinieren.

Denn selbst Kaiser müssen nachts jemanden haben, der ihnen sagt, wann sie noch Mann sind – und wann nur noch Herrscher.

Ein Königreich zwischen den Schenkeln

Kaiser oder nicht – am Ende lag es immer im Bett. Nicht auf den Schlachtfeldern, nicht in den Kirchen, nicht in den prunkvollen Hallen, sondern zwischen den Schenkeln einer Frau. Dort wurden Bündnisse geschlossen, Erben gezeugt, Reiche vergrößert oder verspielt. Der Rest war nur Theater drumherum.

Beatrix wusste das. Barbarossa auch. Wenn sie nachts das Zelt betrat, fiel die Rüstung, aber nicht die Politik. Ihr Lachen war weich, ihr Griff hart, und er spürte jedes Mal: Das Reich hatte plötzlich ein Gesicht, ein Herzschlag, eine Hitze, die ihn daran erinnerte, dass selbst Kaiser aus Fleisch sind.

Er nahm sie nicht nur als Frau, sondern als Land. Burgund, dieses wilde Stück Erde, lag zwischen ihnen, so sicher wie das Laken. Jeder Kuss war eine Grenzverschiebung, jeder Schrei ein Eid, jede Umarmung ein Vertrag. Am Morgen roch das Bett nach Schweiß und Zukunft. „Ein Sohn“, flüsterte sie, „und unser Blut wächst weiter.“ Sie sprach nicht von Liebe. Sie sprach von Thronfolgen, von Sicherheiten, von Macht, die durch Haut und Blut floss.

Und er? Er spürte, wie nah Mannsein und Herrschen beieinander lagen. Im Krieg rief er Befehle, im Bett kam das Schweigen. Da war er nicht der Kaiser, da war er nur Friedrich, der Mann, der wusste, dass ein Reich ohne Kinder ein Reich ohne Morgen war.

Die Chronisten werden es nie so schreiben. Sie werden von „Eheglück“ faseln, von „edler Beatrix“ und „dem tugendhaften Herrscher“. Aber die Wahrheit war härter: Ein Königreich hängt oft an der Lust, an der Fähigkeit eines Mannes, im

richtigen Moment zu zeugen, und an der Ausdauer einer Frau, die weiß, dass ihr Körper Landkarte und Waffe zugleich ist.

Und wenn er danach im Morgengrauen wach lag, den Arm schwer über ihrem Leib, dann dachte er nicht an Gott, nicht an Rom, nicht an Italien. Er dachte nur: *Das Reich liegt hier, zwischen den Schenkeln. Alles andere ist Beiwerk.*

Gesetze, die keiner befolgt

Barbarossa liebte Ordnung. Zumindest tat er so. Er schrieb Urkunden, erließ Landfrieden, schwor, dass das Reich nicht länger ein Jahrmarkt aus Raub und Rache sein sollte. Gesetze – schöne, runde Worte, gegossen in Tinte, die nach Eisen roch.

Und was passierte? Nichts. Gar nichts.

Die Fürsten lachten, sobald sie die Pergamente gelesen hatten. Manche nicht einmal das – sie ließen sie von ihren Schreibern vorlesen, schmissen sie ins Feuer und spuckten hinterher ins Holz. „Landfrieden?“ brummte einer. „Frieden ist, wenn ich den Nachbarn erschlagen habe.“

Barbarossa unterschrieb, siegelte, verteilte. In Mainz, in Worms, in Nürnberg. Große Reichstage, große Worte. „Raub ist verboten!“ – und draußen, kaum war der Kaiserhut aus der Halle verschwunden, rissen dieselben Ritter Bauern die Pferde unter dem Arsch weg. „Fehden sind untersagt!“ – und am nächsten Morgen brannte schon wieder eine Scheune.

Er wusste es. Jeder wusste es. Aber ein Reich ohne Gesetze ist gar kein Reich – also musste er welche erfinden, auch wenn niemand sie befolgte. Politik war wie das Anmalen einer morschen Wand: Von weitem sieht's ordentlich aus, aus der Nähe hört man die Würmer lachen.

Manchmal ließ er einen hängen. Einen kleinen Ritter, der zu dreist geraubt hatte, oder einen Grafen, der den falschen Bauern niedermetzelte. Dann jubelten die Mönche: „Seht, der Kaiser sorgt für Recht!“ Doch die Großen, die wirklich die Regeln brachen, standen daneben und klatschten höflich. Denn sie wussten: Morgen sind sie dran – oder sie kaufen sich frei.

Einmal, nach einer langen Sitzung voller Predigten über Recht und Ordnung, griff Barbarossa zum Becher und knurrte: „Gesetze sind wie Spinnweben. Die

Fliegen bleiben hängen. Die Hornissen fliegen durch.“ Seine Männer lachten nicht. Sie wussten: Das war kein Witz, das war das Reich.

So schuf er Landfrieden, Bann und Reichsgesetz – alles groß, alles schwer, alles schön. Aber draußen, in den Gassen, auf den Feldern, in den Burgen, zählten weiter nur Dolch und Becher.

Und so wurde Barbarossa zum Gesetzgeber eines Reiches, das lieber in Blut unterschreibt als in Tinte.

Frieden, der nur so heißt

Der Kaiser verkündete Frieden, und die Glocken läuteten. Man segnete, man jubelte, man schrieb es in Bücher: „Kein Blut mehr, kein Raub, kein Feuer.“ Es klang schön, es klang groß – aber draußen, hinter den Mauern, lachte das Reich.

Denn Frieden im Mittelalter war ein Wort wie „kostenloser Wein“. Jeder wollte es hören, keiner glaubte dran.

Barbarossa reiste durchs Land, ließ die Fürsten antreten, hob die Hand und schwor: „Von heute an ruht die Fehde.“ Sie schworen zurück, verbeugten sich tief, küssten vielleicht sogar seine Finger. Und kaum war er weitergezogen, ging die alte Scheiße wieder los. Einer stahl einen Ochsen, der andere brannte eine Mühle, und der dritte erschlug den Boten, der das Verbot bringen sollte.

„Frieden“ bedeutete: Pause, solange der Kaiser im Umkreis von zwei Tagesreisen war. „Frieden“ bedeutete: Mach dein Messer weg, bis er über den nächsten Hügel verschwunden ist. Danach war alles wieder beim Alten.

Die Bauern merkten es am schnellsten. Wenn der Kaiser kam, zahlten sie doppelt. Einmal den Fürsten, einmal dem Reich. Und wenn er weg war, zahlten sie wieder – diesmal mit ihrem Vieh, ihren Töchtern, manchmal mit ihrem Leben. Für sie war Frieden nur ein anderes Wort für neue Abgaben.

Barbarossa wusste es. Er war nicht dumm. Aber was sollte er tun? Er war ein Mann, der aus Staub und Blut Ordnung kneten wollte – und Ordnung klebte ihm jedes Mal zwischen den Fingern wie nasser Lehm. Er konnte Schlachten schlagen, Städte niederbrennen, Bischöfe bannen – aber Frieden? Frieden war

wie ein Becher, der immer einen Sprung hatte. Du konntest ihn füllen, so oft du wolltest – am Ende lief er leer.

Also hielt er Reden, unterschrieb Urkunden, ritt weiter. Im Sattel fluchte er, im Zelt trank er. Und nachts, wenn die Männer schnarchten, sah er in die Glut und dachte: *Frieden ist nur ein Zwischenraum zwischen zwei Feuern. Und ich bin der Idiot, der ihn predigt.*

So stand es dann in den Chroniken: „Der Kaiser brachte Frieden.“ Aber jeder, der es erlebte, wusste: Es war ein Frieden, der nur so hieß.

Die Welfen lachen im Schatten

Die Welfen waren nie still. Wenn sie nicht kämpften, dann lachten sie – dieses Lachen, das nicht laut ist, sondern leise, scharf, wie das Zischen einer Schlange. Und immer, wenn Barbarossa blutete, jubelten sie heimlich, als hätten sie das Messer selbst geführt.

Sie waren das zweite Rudel im Reich, gierig, laut, glänzend. Immer mit genug Gold in den Taschen, um Bauern zu kaufen, Ritter zu locken, Priester umzustimmen. Wo die Staufer Mauern bauten, streuten die Welfen Gerüchte. Wo Barbarossa eine Stadt belagerte, flüsterten sie schon den Verteidigern ins Ohr: „Haltet aus, er hält nicht durch.“

Und manchmal hatten sie recht.

Wenn der Kaiser stolperte – in Italien, bei Legnano, in den ewigen Händeln mit den Päpsten – standen die Welfen da, scheinbar unschuldig, mit sauberem Schwert. „Wir sind treu“, sagten sie. „Wir sind loyal.“ Und hinter dem Rücken hielten sie das Fass voller Wein bereit, um mit den Feinden des Kaisers anzustoßen.

Barbarossa wusste es. Er kannte ihr Spiel. Doch er konnte sie nicht vernichten. Zu stark, zu reich, zu verwoben mit allen, die im Reich Gewicht hatten. Tötest du einen Welfen, wachsen zwei neue nach – einer mit Gold, einer mit Gebeten.

Am Hof grinsten sie ihn an, als seien sie Brüder. Bei den Fürstenversammlungen schworen sie Treue, die wie dünner Wein schmeckte. Und im Schatten, dort wo kein Schreiber mit Feder saß, lachten sie über ihn. Über seine Niederlagen, über seine Zornesausbrüche, über den Kaiserhut, der ihm nie richtig passte.

Und manchmal hörte er dieses Lachen, spät in der Nacht, wenn das Lager still war. Kein echtes Geräusch, nur ein Echo im Kopf. Er griff dann nach dem Becher, trank tief, und murmelte: „Lacht nur. Euer Tag wird auch kommen.“

Aber tief drinnen wusste er: Solange es Staufer gab, würden auch die Welfen lachen. Und dieses Lachen war schlimmer als jedes Schwert – weil es nie aufhörte.

Bruder Hass, Bruder Macht

Im Reich war Familie kein Trost, sie war ein Fluch mit Wappen. Die Staufer hielten zusammen, sagten die Leute. Unsinn. Sie hielten Messer hinterm Rücken, während sie sich umarmten. Jeder Bruder war Freund am Morgen und Rivale am Abend. Jeder Vetter lächelte wie ein Spiegel, aber einer, der die Fratze verzerrt.

Barbarossa hatte gelernt: Man kämpft mit Feinden, aber man blutet an der Familie. Cousins, die Land wollten. Onkel, die Titel beanspruchten. Brüder, die schworen, „für das Reich“ zu handeln – und meinten damit ihr eigenes Stück Boden, ihren eigenen Turm.

Manchmal saßen sie zusammen am Tisch. Ein Fest, ein Feuer, ein Fuder Wein. Lachen, Stimmen, das Klirren von Bechern. Und in jedem Lachen steckte Gift. Jeder wartete auf den Moment, an dem der Kaiser schwächelte, an dem die Krone rutschte, an dem das Reich wankte. Dann würde einer von ihnen aufspringen und sagen: „Ich bin auch Staufer. Ich bin auch vom Blut.“

Blut war die Währung, aber Blut war auch das Gift.

Einmal, nach einer langen Nacht, als die Kerzen nur noch rußten, hörte Barbarossa seinen jüngeren Bruder raunen: „Warum er, nicht ich?“ Ein Satz, der schwerer wog als tausend Schwüre. Barbarossa stand auf, trat näher, legte die Hand auf die Schulter des Mannes und sagte: „Weil ich zuerst gezogen habe.“ Dann ging er, ließ den Satz wie eine Klinge im Raum hängen.

Und er wusste: Brüder sind keine Brüder, wenn es um Macht geht. Sie sind Spiegelbilder, die warten, bis du blinzelst.

So lebte er mit ihnen, Seite an Seite, Tisch an Tisch. Und jedes Mal, wenn er das Schwert ablegte, fragte er sich: *Wer von euch hebt es zuerst gegen mich?*

Bruder Hass, Bruder Macht – zwei Seiten der gleichen Münze, die immer im Blut bezahlt wurde.

Bankette, bei denen der Wein wie Blut fließt

Die Bankette waren Krieg mit Messer und Gabel. Lange Tafeln, beladen mit Fleisch, Brot, Fischen, die schon rochen, bevor sie serviert wurden. Kerzen tropften Wachs wie schmelzendes Fett, Hunde schlichen unter den Tischen, und über allem lag dieses Raunen, das immer dann kam, wenn Männer mehr Wein im Bauch hatten als Vernunft.

Barbarossa saß mittendrin, Bart glänzend, Augen müde, Krone schwer. Links und rechts die Fürsten, die Ritter, die Kirchenmänner. Jeder mit einem Becher in der Hand, jeder mit einem Lächeln, das so glatt war, dass man die Klinge darunter spürte.

Der Wein floss wie eine Schlacht. Erst süß, dann bitter, dann schwer. Männer schworen Treue, küssten Hände, prosteten sich zu – und unter dem Tisch traten sie sich gegen die Schienbeine. Ein Toast auf das Reich, ein zweiter auf den Frieden, ein dritter auf den Kaiser. Und jeder wusste: Morgen ist alles vergessen. Morgen zählt nur, wer am lautesten lachte, wer am klügsten schwieg, wer am besten den Becher im richtigen Moment umgestoßen hat.

Es gab Nächte, da endeten die Feste im Blut. Ein falsches Wort, ein schiefer Blick, ein Messer, das zu schnell aus dem Gürtel gezogen wurde. Plötzlich war der Tisch nicht mehr für Brot da, sondern für Leichen. Und am nächsten Tag hieß es, es sei ein „Unfall“ gewesen. Ein Missverständnis. Aber die Kinder der Toten wussten es besser.

Barbarossa trank mit, weil er musste. Ein Kaiser, der nicht trinkt, ist kein Kaiser. Doch er trank langsamer, vorsichtiger. Er wusste: Im Wein lag nicht nur Wahrheit. Im Wein lag auch Gift. Und manchmal beides zugleich.

Einmal, als die Halle voll Gelächter war, neigte er sich zu Beatrix und flüsterte: „Sie feiern mich. Aber sie feiern schon jetzt meinen Sturz.“ Sie lächelte, biss in ein Stück Fleisch, und murmelte: „Dann iss schneller, bevor sie dir den Teller nehmen.“

So waren die Bankette. Feste, die klangen wie Lieder und rochen wie Schlachthöfe. Wein wie Blut, Blut wie Wein. Und mittendrin ein Kaiser, der wusste: Hier wird nicht nur getrunken. Hier wird Geschichte gesoffen.

Der Kaiser und seine endlose Straße

Barbarossa war nie zuhause. Er hatte kein Zuhause. Sein Reich war der Sattel, sein Dach der Himmel, sein Bett die Erde – manchmal weich, meistens steinig. Ein Kaiser im Mittelalter konnte sich nicht in einer Burg verstecken. Er musste reiten, immer reiten. Denn ein Reich, das ihn nicht sah, vergaß ihn so schnell wie einen schlechten Jahrgang Wein.

Die Straße war sein Thron. Von Burg zu Burg, von Stadt zu Stadt. Heute in Mainz, morgen in Speyer, übermorgen in Italien. Kein Tag gleich, kein Ort sicher. Und überall die gleiche Routine: Hände schütteln, Urkunden unterschreiben, Urteile sprechen, trinken, lächeln, drohen. Dann weiter. Immer weiter.

Das Reich war zu groß für Stillstand. Jeder Fürst hatte seine eigene Uhr, und sie tickte nur, wenn der Kaiser danebenstand. Ging Barbarossa fort, setzten sie die Uhr zurück – mehr Abgaben, mehr Raub, mehr eigene Gesetze. Nur seine Anwesenheit bedeutete Macht. Abwesenheit bedeutete Chaos. Also ritt er. Nächte in Zelten, Tage im Regen, Monate auf Wegen, die mehr Schlaglöcher hatten als Hoffnungen.

Seine Männer fluchten, die Pferde litten, die Knechte schleppten wie Esel. Und er? Er schwieg. Weil er wusste: Ein Kaiser, der stehenbleibt, ist ein Kaiser, der verliert.

Manchmal, wenn die Sterne über ihm funkelten, dachte er: *Das Reich ist wie eine Frau, die nur treu ist, solange du sie ständig im Arm hältst. Lässt du los, sucht sie sich sofort einen anderen.*

So wurde die Straße seine Beichte, seine Last, sein Leben. Kein stilles Herrschen, kein fester Thron. Nur die ewige Bewegung, nur das ständige „Vorwärts“. Ein Kaiser, der im Sattel alt wurde, und der wusste: Würde er einmal zu lange anhalten, dann würde das Reich ihn gleich mitbegraben.

Die Straße war endlos. Und der Kaiser war ihr Gefangener.

Fremde Länder, fremde Messer

Barbarossa reiste nicht nur durch sein eigenes Reich. Er ritt hinaus, dorthin, wo der Dialekt anders klang, das Bier schaler schmeckte und die Messer schneller gezogen wurden. Jenseits der Alpen, jenseits der Grenzen, begann eine Welt, die ihn ansah wie einen Mann, der mehr will, als ihm gehört.

Die Burgen dort waren nicht seine, die Märkte nicht loyal, die Fürsten keine Freunde. Sie lachten höflich, sie gaben Bankette, sie hielten Reden – und ihre Augen blieben kalt. Jeder wollte vom Kaiser etwas: Schutz, Titel, Münzen. Aber niemand wollte ihn wirklich haben. Ein Herrscher auf Besuch ist ein Herrscher zu viel.

Und die Messer? Sie waren immer da. Unter Tischen, in Gassen, in den Schatten der Hallen. Fremde Messer sind gefährlicher, weil man ihre Besitzer nicht kennt. In der Heimat weiß man, wer einem die Kehle durchschneiden will. In fremden Ländern lächeln sie zuerst, gießen dir Wein ein, reden von Ehre – und im nächsten Moment liegt die Klinge an deiner Kehle.

Einmal, bei einem Fürstenmahl in Burgund, ließ ein Diener den Krug zu langsam nachfüllen. Barbarossa sah das Zittern in der Hand, die Kälte in den Augen. „Gift“, dachte er. Er trank trotzdem. Langsam. Bedacht. Wenn es ihn umbringen sollte, dann wenigstens mit offenem Blick. Doch nichts geschah. Nur die Erkenntnis: *Sie haben es versucht. Und sie werden es wieder tun.*

Auf den Straßen lauerten Räuber, die nicht wussten, dass sie gerade den Kaiser anvisierten. Ein Überfall, ein Kampf, Pfeile aus dem Wald. Barbarossa ritt mitten durch, Bart voller Staub, Schwert in der Hand. Am Ende lagen die Räuber tot, aber einer grinste noch im Sterben. Und dieses Grinsen sagte: *Wir haben dich nicht erwischt. Noch nicht.*

So lernte Barbarossa: In fremden Ländern trägst du die Krone nicht auf dem Kopf, sondern im Nacken – als Gewicht, als Zielscheibe. Jeder sieht sie, jeder will sie, keiner trägt sie für dich.

Und wenn er nachts im Zelt lag, fremde Stimmen draußen, fremder Wein im Bauch, dann griff er zum Dolch unter dem Kissen. Nicht, weil er Angst hatte. Angst hatte er längst verlernt. Sondern weil er wusste: Fremde Länder bedeuten fremde Messer. Und der Kaiser, so groß er auch war, schlief nie ohne kaltes Eisen in Reichweite.

Das Kreuz am Himmel, die Münzen in der Tasche

Kreuzzug. Ein Wort, das klang wie Trompeten und Heiliger Geist – aber am Ende roch es nach Gold und verbranntem Fleisch. Die Mönche predigten, Gott wolle das. Die Fürsten hörten „Gott“ und dachten „Beute“. Das Kreuz wurde hochgehalten, aber in den Taschen klirrten schon die Münzen.

Barbarossa war kein Narr. Er wusste: Glauben ist ein Banner, das man schwenkt, damit keiner die Kassenbücher liest. Rom schrie: „Jerusalem!“ – und das Reich hörte: „Steuern.“ Pilger sahen das Kreuz am Himmel, die Kaufleute sahen Märkte im Osten. Jeder hörte, was er hören wollte.

Der Kaiser aber wusste: Er konnte nicht draußen bleiben. Ein Kaiser ohne Kreuz war ein Kaiser ohne Gesicht. Also ließ er sich überreden, drängte nicht lange – und zog mit. Nicht weil ihn der Himmel lockte, sondern weil er wusste: Wenn er nicht geht, reiten die Welfen hin und holen sich den Ruhm.

Die Lagerfeuer füllten sich mit Gelübden. Ritter schworen, sie wollten die heiligen Stätten befreien. Bauern schworen, sie wollten Sünden loswerden. Und ganz leise schworen die Kaufleute, dass sie alles zu Geld machen würden, was nicht schnell genug wegrennt.

Das Kreuz war ein Vorwand, und jeder wusste es. Aber es war ein guter Vorwand. Einer, der das Blut rechtfertigte, das bald wieder über den Sand laufen würde.

Und Barbarossa? Er nickte, hob den Becher, ließ die Männer reden. Er sah das Kreuz am Himmel und dachte nur: *Wenn wir zurückkehren, wird das Reich mich bezahlen. Und wenn wir sterben, wird Gott nichts davon wissen wollen.*

Das Kreuz war nur ein Schild. Die Taschen waren das Ziel.

Kreuzzug: Männer ziehen, Frauen weinen

Der Aufbruch sah aus wie ein Fest, klang wie ein Albtraum und roch wie ein Pferdestall. Straßen voll von Männern in Eisen, die Köpfe erhoben, die Mägen leer. Frauen am Rand, Kinder an den Rücken, Hunde bellten, als könnten sie das Elend verbellen.

Die Priester schlangen Kreuze, segneten, schrien von Sündenvergebung. „Wer Jerusalem erreicht, wird rein wie Schnee!“ brüllten sie. Die Männer nickten, als hätten sie's geglaubt. Doch im Herzen dachten sie an Gold, an Ruhm, an irgendwas, das größer war als die Misthaufen zuhause.

Die Kolonnen zogen wie eine Schlange durch das Reich. Hunderte, Tausende. Ritter mit Bannern, Bauern mit Spießen, Knechte mit Karren, die mehr Elend als Vorrat schleppten. Überall Staub, überall Lärm. Ein Strom von Mensch und Tier, der sich in Richtung Osten wälzte wie ein trüber Fluss.

Die Frauen weinten. Manche still, mit Tränen, die niemand sehen sollte. Andere laut, als wollten sie den Himmel selbst zwingen, die Männer zurückzuhalten. Doch niemand kehrte um. Zu groß die Versprechungen. Zu stark der Druck, dass Gott angeblich mitzog.

Barbarossa ritt vorne. Bart im Wind, Augen hart. Er sah nicht nach links, nicht nach rechts. Er hörte die Schreie der Frauen, das Winseln der Kinder – und er wusste: *Ein Kaiser darf nicht schwanken*. Also ritt er weiter, als hätte er schon vergessen, was er hinterließ. Aber vergessen tat er nicht. Man vergisst nie den Klang von Tränen, die auf Erde fallen.

In den Nächten lag das Heer in Lagern, die nach Schweiß und Rauch stanken. Männer fluchten, weil das Brot schon faul war, Pferde lahmten, und die ersten starben, noch bevor sie den Feind überhaupt gesehen hatten. Hunger, Krankheit, Müdigkeit – die ersten wahren Gegner, noch weit weg von Jerusalem.

Und irgendwo im Dunkeln hörte Barbarossa das Weinen. Nicht das der Frauen, die zurückgeblieben waren, sondern das derer, die mitgegangen waren und schon jetzt wussten: Viele von uns kommen nie zurück.

So zog der Kreuzzug weiter, ein endloser Zug von Hoffnung, Gier und Selbsttäuschung. Männer zogen, Frauen weinten – und der Kaiser wusste, dass die Geschichte später Lieder daraus machen würde. Aber die Lieder würden lügen.

Byzanz, ein goldener Haufen Intrigen

Byzanz. Konstantinopel. Eine Stadt wie ein Traum aus Gold und Feuer. Türme, die in den Himmel ragten, Mauern, so dick wie Gier, und Straßen, die glitzerten, als hätte man sie mit Münzen gepflastert. Ein Kaiser reitet in die Stadt des Kaisers – und sofort wusste Barbarossa: Hier ist kein Bruder, hier ist kein Freund. Hier ist nur ein Spiegel, in dem zwei Männer sehen, dass es immer nur Platz für einen gibt.

Der byzantinische Kaiser empfing ihn wie man einen lästigen Verwandten empfängt, der zu viel trinkt und zu lange bleibt. Lächeln, Fest, Geschenke – und hinter jedem Becher ein Dolch. Die Tische bogen sich vor Wein und Fleisch, aber die Worte waren schwerer als das Mahl. „Freundschaft“, sagte der Kaiser. „Bündnis“, sagte Barbarossa. Beide meinten „Misstrauen“.

Byzanz war ein Labyrinth aus Flüstern. Händler, die zu dir kamen und doppelt kassierten. Gesandte, die dir Nachrichten gaben, die schon drei Mal gedreht worden waren. Spione, die am Rand deiner Zelte standen, als wollten sie nur Holz sammeln. Jeder wusste mehr als du, und alles, was du sagtest, lag schon am nächsten Morgen auf einem fremden Tisch.

Barbarossa hasste es. Er hasste die seidigen Stimmen, die weichen Hände, die Versprechen, die klangen wie Honig und stachen wie Bienen. Seine Männer hassten es auch – sie wollten marschieren, kämpfen, plündern. Stattdessen warteten sie, verhandelten, saßen herum in einer Stadt, die so reich war, dass selbst die Armen Gold in den Augen hatten.

Und die Intrigen? Sie waren wie Fliegen über altem Fleisch. Jeden Tag neue Gerüchte. „Der Kaiser von Byzanz will euch verraten.“ – „Nein, er will euch helfen.“ – „Nein, er will euch vergiften.“ Niemand wusste, was stimmte. Vielleicht alles. Vielleicht nichts. Aber es reichte, um das Heer unruhig zu machen.

Am Ende ritt Barbarossa weiter, mit Vorräten, die ihm zu teuer verkauft wurden, mit Bündnissen, die schon im Moment der Unterschrift verfault waren, und mit dem bitteren Gefühl, dass Byzanz mehr Feind war als Freund.

Gold, Intrigen, Versprechen, Verrat – Byzanz war alles, nur kein Verbündeter.

Durst in Anatolien

Nach Byzanz kam die Leere. Anatolien war kein Land, es war ein Ofen. Staub so fein, dass er in die Zähne kroch. Sonne so brutal, dass sie den Stahl erhitze, bis die Finger an den Schwertgriffen brannten. Wasser war das Einzige, was zählte – und genau das fehlte.

Das Heer zog wie eine verdamnte Karawane von Geistern durch ein Land, das nur noch aus Steinen bestand. Männer stolperten, Pferde brachen zusammen, Karren blieben stecken im Boden, der härter war als Eisen. Ein Fass Wasser war mehr wert als eine Truhe voll Silber. Ein Schluck konnte dich retten – oder einen Streit beginnen, der mit Dolch und Blut endete.

Barbarossa ritt vorne. Bart weiß vor Staub, Augen rot von Hitze. Er trank weniger als die anderen, oder tat zumindest so. Ein Kaiser durfte nicht gierig wirken, auch wenn die Zunge schon wie ein Stück Leder im Mund lag.

Die Sonne war kein Licht, sie war ein Hammer. Sie schlug jeden nieder, der zu schwach war. Männer fielen vom Pferd, krochen im Sand, starben wie Hunde, die keiner mehr füttern wollte. Kein Feind war nötig. Die Steppe selbst erledigte die Arbeit.

In den Nächten war es kaum besser. Kälte biss in die Knochen, Wölfe heulten, und die Männer kauerten um dürftige Feuer, mit Augen, die fragten: *Warum sind wir hier?* Niemand sagte es laut. Die Antwort wäre zu schwer gewesen.

Einmal stießen sie auf eine Quelle. Männer rannten wie Verrückte, stürzten sich hinein, tranken, würgten, beteten. Zwei ertranken, weil sie nicht warten konnten. Barbarossa stand daneben, ernst, schweigend. „Durst macht Tiere aus uns allen“, murmelte er, und es hörte niemand, weil jeder mit seinem eigenen Hals beschäftigt war.

So war Anatolien: kein Krieg, kein Ruhm, nur Durst. Ein Feind, den man nicht besiegen konnte, nur ertragen. Und jeder wusste: Wer hier nicht bricht, wird trotzdem zerkratzt weiterziehen, für immer mit Sand im Herz.

Hitze, Staub und verdammte Gebete

Die Sonne stand wie ein Henker über dem Heer. Kein Schatten, kein Wind, nur Hitze, die jeden Gedanken verbrannte. Der Staub war schlimmer als jedes Schwert – er fraß sich in die Augen, in die Lungen, in die Träume. Männer husteten Erde, tranken Schlucke, die nichts löschten, und fielen wie Fliegen.

Die Priester liefen vorneweg, Kreuze hoch, Stimmen rau. „Betet, Brüder, betet!“ schrien sie. Aber die Männer beteten nicht für Gott. Sie beteten für Regen. Für eine Wolke. Für einen Brunnen, der nicht ausgetrocknet war. Jeder Psalm war ein Schrei nach Wasser. Jeder Rosenkranz eine vergebliche Bitte, die im Staub steckenblieb.

Manche wurden fanatisch. Sie sahen Zeichen im Himmel, wo nur Sonne brannte. „Gott prüft uns!“ rief einer, bevor er zusammenbrach. Ein anderer kniete in den Sand, hob die Arme und lachte, während er verdurstete. Der Glaube war kein Trost. Er war nur ein anderes Gesicht derselben Verzweiflung.

Barbarossa schwieg. Er ritt mit gesenktem Kopf, der Bart verklebt mit Schweiß und Sand. Seine Männer sahen auf ihn, als ob er selbst Regen machen könnte. Doch er konnte nur weiterreiten. Das war sein Gebet: der nächste Schritt, der nächste Atemzug, das nächste Dorf am Horizont.

Nachts war es nicht besser. Die Hitze fiel, die Kälte biss. Männer zitterten, flüsterten, beteten lauter. Manche stritten, prügelten sich um den letzten Schluck. Einer schnitt einem anderen die Kehle durch, nur für ein halbes Fass Wasser. Am nächsten Morgen stand der Tote aufrecht, vom Sand gestützt, Augen voller Staub, Mund offen, als wollte er immer noch trinken.

So wurde das Heer kleiner. Nicht durch Schlachten, nicht durch Feinde, sondern durch Hitze, Staub und verdammte Gebete, die niemand hörte.

Und Barbarossa? Er sah es, nahm es hin, und ritt weiter. Weil ein Kaiser nicht beten darf. Ein Kaiser kann nur marschieren, selbst wenn jeder Schritt ihn tiefer in die Wüste zieht.

Der Kaiser schwitzt, der Tod wartet schon

Die Sonne nagelte das Heer an die Erde. Jeder Schritt war eine Strafe, jeder Atem ein Kampf. Barbarossa ritt vorne, Schweiß lief ihm den Rücken hinab, sammelte sich im Bart, mischte sich mit Staub, bis er aussah wie aus Lehm geformt. Ein Kaiser aus Dreck, der noch immer glaubte, unzerbrechlich zu sein.

Die Männer hinter ihm stolperten, keuchten, fielen. Der Zug war längst kein Heer mehr, sondern ein Leichenzug auf Raten. Einer nach dem anderen blieb liegen, und keiner hatte die Kraft, ihn aufzuheben. Die Pferde schnaubten trocken, Zungen hingen heraus, wie Lappen aus einem alten Fass.

Barbarossa spürte die Schwäche in sich, doch er leugnete sie. „Ein Kaiser schwitzt nicht“, murmelte er, und das Hemd klebte ihm nass am Leib. Jeder Tropfen war ein Verrat, jeder Schweißtropfen eine Erinnerung daran, dass er nur ein Mann war, kein unsterblicher Gott.

Und irgendwo neben ihm, unsichtbar, unhörbar, aber spürbar – ritt der Tod. Er war kein Feind in Rüstung, kein Ritter mit Schwert. Er war die Hitze im Kopf, der Druck auf der Brust, die Müdigkeit in den Knochen. Der Tod hatte Zeit. Er musste nicht kämpfen. Er musste nur warten.

Die Priester redeten von Prüfung. Die Ritter redeten von Ehre. Die Bauern redeten gar nicht mehr. Und Barbarossa schwieg. Er schwieg, weil Worte zu viel Luft kosteten. Aber tief drinnen wusste er: *Der Tod ist da. Er hat mich schon ausgesucht. Ich weiß nur nicht, wann er zugreift.*

Nachts lag er im Zelt, Bart noch feucht vom Schweiß, Augen offen. Er hörte das Schnarchen der Männer, das Wimmern der Kranken, das Knacken der Pferde im Halbschlaf. Und er wusste: Es ist nicht die Frage, ob der Tod kommt. Es ist nur die Frage, ob er mich im Sattel erwischt – oder im Fluss.

Der Kaiser schwitzte. Und der Tod wartete. Geduldig. Sicher.

Ein Fluss, kalt wie ein Messer

Der Saleph schlängelte sich durchs Land, unscheinbar, harmlos wie ein Streifen Glas in der Sonne. Männer sahen ihn und jubelten. Wasser. Endlich Wasser. Nach Tagen voller Staub, voller verbrannter Kehlen war der Fluss wie ein Wunder, ein Geschenk, das niemand mehr für möglich hielt.

Sie stürzten hinein, Ritter wie Knechte, Pferde wie Hunde. Sie tranken, sie tauchten, sie planschten wie Kinder. Wasser rann über Lippen, in Bärte, in Rüstungen. Einer weinte vor Glück, einer lachte wie ein Irrer. Der Durst war stärker als die Vernunft.

Barbarossa stieg ab. Seine Beine schwer, sein Bart verfilzt, sein Blick müde. Er sah den Fluss, und etwas in ihm sehnte sich nach Reinigung. Nicht nur nach Wasser im Hals, sondern nach diesem einen Moment ohne Staub, ohne Last, ohne Krone. Vielleicht wollte er einfach vergessen, dass er Kaiser war. Vielleicht wollte er nur noch einmal fühlen, wie es ist, wenn die Welt nicht auf einem lastet.

Er trat ins Wasser. Kühl, scharf, wie ein Messer auf heißer Haut. Ein Atemzug, der wie Erlösung schmeckte. Er ging tiefer. Die Strömung war stärker, als sie aussah. Sie packte ihn, zog, riss. Rüstung schwer, Körper müde, das Wasser gierig.

Ein Schrei, ein Platschen. Männer sahen es, rannten, griffen, aber zu spät. Der Kaiser verschwand unter der Oberfläche. Kein Heldentod, kein letzter Schlag, kein Chor von Engeln. Nur Blasen, Schlamm, und das Geräusch von Wasser, das über einen Körper hinwegströmt, als wäre er nichts.

Der Fluss nahm ihn, wie er schon tausend Steine genommen hatte. Gleichgültig, ohne Pathos. Ein Mann, ein Kaiser, ein Mythos – verschluckt von kaltem Wasser.

Am Ufer schrie einer: „Der Kaiser ist tot!“ Andere schwiegen. Manche weinten, andere starrten nur. Denn was sagst du, wenn der Mann, der wie ein Berg schien, plötzlich im Schlamm liegt?

Der Saleph floss weiter, kühl, ruhig. Als hätte er nichts Besonderes getan.

Ein Fluss, kalt wie ein Messer – und schärfer als alle Schwerter, die Barbarossa je geführt hatte.

Saleph frisst den Rotbart

Die Männer standen am Ufer, wie betäubt. Ein paar starrten in die Strömung, als könnte der Kaiser jeden Moment wieder auftauchen, prustend, fluchend, den Bart triefend, bereit zum nächsten Befehl. Aber der Saleph blieb stumm. Nur Wellen, nur Schlamm, nur dieses ewige Fließen, als hätte er nichts Besonderes verschlungen.

Barbarossa war weg. Kein Schwert hatte ihn besiegt, keine Armee, kein Papst. Nur Wasser. Ein Fluss, gleichgültig wie ein Gott, den niemand kennt.

Im Heer brach Chaos aus. Einige schrien, andere weinten, viele flüsterten, als wollten sie das Wort „tot“ nicht in den Mund nehmen. Ritter diskutierten: Wer führt uns jetzt? Priester zogen Kreuze in die Luft, als könnten sie den Kaiser zurückzaubern. Knechte liefen wie kopflose Hühner umher, suchten nach Anweisungen, nach Halt.

Einer schlug vor, den Tod geheimzuhalten. „Sagt, er lebt! Sagt, er reitet vorne! Sonst bricht alles auseinander.“ Und so begann der Mythos, schon am Flussufer. Der Kaiser sei nicht gestorben, hieß es. Der Kaiser sei nur verschwunden. Er würde zurückkommen. Vielleicht morgen, vielleicht in hundert Jahren.

Andere wussten es besser. Sie hatten ihn sinken sehen, hatten den Strudel gesehen, der ihn hinabzog. Sie hatten die Leiche geborgen, schwer, kalt, mit Bart voller Schlamm. Doch selbst als sie ihn sahen, glaubten sie nicht, was sie sahen. Ein Kaiser konnte nicht so sterben. Nicht so banal.

Also redete das Heer sich Mut ein. Manche schworen, er schlafe nur, bis das Reich ihn wieder brauche. Manche sagten, Gott habe ihn zu sich genommen, um ihn als Engel des Krieges zurückzuschicken. Und manche schwiegen einfach, tranken Wasser, als wollten sie den Kaiser selbst in sich hineinschlucken, um ihn nicht zu verlieren.

Doch die Wahrheit war einfach, grausam, banal: Der Fluss hatte ihn gefressen. Und er gab ihn nicht zurück.

Männer bleiben stehen, das Reich wankt

Nach dem Saleph stand die Zeit still. Das Heer, eben noch ein Strom aus Eisen und Staub, wurde zu einem Haufen, der nicht wusste, wohin. Ohne Barbarossa war jeder Schritt plötzlich schwer. Männer blieben einfach stehen – Ritter, Knechte, Bischöfe. Sie sahen einander an, als hätten sie vergessen, warum sie hier waren.

Einige wollten nach Jerusalem. „Weiter! Für den Kaiser!“ schrien sie, mit Stimmen, die hohl klangen, weil der Mann, für den sie schrien, längst im Fluss lag. Andere wollten heim, zurück ins Reich, zurück zu ihren Feldern, Frauen, Burgen. „Ohne ihn sind wir nichts“, murmelten sie. Und wieder andere begannen sofort zu rechnen: Wer übernimmt? Wer führt? Wer erbt?

Das Lager war voller Gerüchte. „Er lebt noch!“ – „Nein, er ist bei Gott!“ – „Nein, er schläft im Berg und kommt zurück.“ Jeder suchte Halt in einer Lüge, die besser war als die Wahrheit. Denn die Wahrheit war ein Schlag in die Magengrube: Der Kaiser, der sie getragen hatte, war gefallen wie jeder andere Mann.

Die Fürsten tuschelten. Manche sahen ihre Stunde kommen. „Jetzt zählen wir“, sagten ihre Blicke. Der Kaiser war tot, das Reich war offen wie ein Tor ohne Riegel. Jeder wollte hinein, jeder wollte greifen. Schon in den Zelten wurden Karten gezeichnet, Erbfolgen diskutiert, Allianzen geschmiedet.

Und über all dem: Stille. Eine Stille, die schwerer wog als jedes Gebrüll einer Schlacht. Männer standen einfach da, die Schwerter in den Händen, die Augen leer. Sie hatten noch nie so deutlich gespürt, wie sehr das Reich auf den Schultern eines einzigen Mannes gelegen hatte. Und jetzt – weg. Fortgespült von einem verdamnten Fluss.

Das Reich wankte. Es wankte wie ein Betrunkener, der eben noch stolz durch die Taverne gestapft war und jetzt taumelnd nach der Wand griff. Und alle wussten: Ohne Barbarossa konnte es jederzeit zu Boden gehen.

Männer blieben stehen. Das Reich blieb stehen. Und niemand wusste, ob es je wieder losgehen würde.

Ein Kaiser wird zur Legende, weil keiner den Dreck sehen will

Barbarossa war tot. So einfach, so banal. Ertrunken wie ein Bauer, der zu tief ins Wasser geht. Kein Heldentod, kein letztes Schwert im Bauch des Feindes, kein Engel, der ihn abholt. Nur ein Kaiser, der im Fluss unterging, während seine Männer schauten und nichts taten.

Doch genau das durfte keiner sagen. Nicht im Reich, nicht in den Chroniken, nicht am Hof. Zu schäbig, zu lächerlich. Also machten sie aus Schlamm Gold.

Die Schreiber setzten sich hin, rührten die Tinte und malten Geschichten. Vom tapferen Kaiser, der auf wundersame Weise entrückt wurde. Von einem Mann, den Gott zu sich nahm, weil er zu groß war für die Erde. Von einem Herrscher, der nicht starb, sondern verschwand. Jede Federstriche ein Pflaster, um die hässliche Wahrheit zu verdecken.

Die Fürsten erzählten ihren Untertanen, dass der Kaiser nicht tot sei. „Er schläft“, sagten sie, „er kommt zurück.“ Die Bauern nickten, weil sie es glauben wollten. Denn wer will schon hören, dass der mächtigste Mann der Welt im Wasser umgekippt ist wie ein betrunkenes Schwein?

Und so begann die Legende. Der Kaiser, der nicht tot war. Der Kaiser, der im Berg schlief. Der Kaiser, der wiederkehren würde, wenn das Reich ihn braucht. Ein Märchen, das besser schmeckte als die Wirklichkeit.

Die Wahrheit – Bart voller Schlamm, Augen leer, Körper schwer wie ein Stein – verschwand in den Nebeln. Was blieb, war ein Held, ein Mythos, ein Versprechen.

Ein Kaiser wird nicht zur Legende, weil er groß war. Er wird es, weil niemand den Dreck sehen will. Und Barbarossa war der dreckigste aller Tode gestorben. Also machten sie ihn zum Größten.

Der Berg schläft nicht, nur die Menschen träumen

Sie sagten, Barbarossa sei nicht tot. Nicht im Saleph, nicht in Anatolien, nicht auf dem Kreuzzug. Nein – er sitze tief im Kyffhäuser, in einer Halle aus Stein, in der nie ein Wind weht und nie ein Hahn kräht.

Dort sitzt er, am Tisch. Nicht irgendein Tisch, sondern ein Block aus Fels, der so schwer ist wie das Reich selbst. Vor ihm kein Wein, kein Fleisch, nur Stille. Und sein Bart – dieser verdammte Bart – wächst weiter. Er wächst nicht sanft, nicht zierlich. Er wächst wie Wurzeln, wie eine Faust aus Haar, die sich durch Holz, durch Stein, durch alles frisst, was ihm im Weg liegt.

Die Leute erzählten: Der Bart sei so lang geworden, dass er den Tisch durchbohrt habe. Rotes Haar, das durch das Gestein sticht, als wolle es sich an die Oberfläche kämpfen. Ein Bart, der nicht aufhört, selbst wenn der Mann schläft. Als wäre er lebendiger als der Kaiser selbst.

Manchmal, so sagten die Bauern, schlägt er die Augen auf. Schwer, müde, rot wie Glut. Er hebt den Kopf, fragt den Zwerg, der ihn bewacht:

„Schlafen die Raben noch um den Berg?“

Und der Zwerg nickt. „Ja, Herr. Sie schlafen noch.“

Dann senkt Barbarossa wieder den Kopf, und der Bart wächst weiter, wächst tiefer, wächst durch den Tisch, während draußen die Jahrhunderte vergehen.

Die Kinder lauschten mit aufgerissenen Augen, die Alten murmelten dazu ihre Gebete. Denn sie wollten glauben, dass der Kaiser nicht ertrunken war wie ein Bauer, sondern dass er noch da war. Tief unten, schlafend, aber bereit.

So wurde der Bart zum Symbol. Kein Zeichen von Alter oder Schwäche – sondern von Zeit, von Geduld, von diesem unheimlichen Warten. Ein Kaiser, der schläft, während sein Bart die Erde durchdringt. Und draußen träumen die Menschen, dass er irgendwann wieder aufsteht, den Tisch sprengt, das Reich wieder aufrichtet.

Der Berg schläft nicht. Nur die Menschen träumen. Und ihr Traum hängt am Bart, der durch den Tisch gewachsen ist.

Wir saufen auf Barbarossa, weil er nie zurückkommt

Die Jahre gingen, die Jahrhunderte. Die Fürsten kamen und gingen, Päpste starben, Städte brannten, das Reich zerfiel und wurde wieder zusammengeflickt wie ein alter Mantel. Aber der Name blieb. Barbarossa. Der Rotbart. Der Schläfer im Berg.

Am Anfang flüsterten sie noch ehrfürchtig. Später erzählten sie's lauter. Bauern bei der Ernte, Ritter am Feuer, Händler in Tavernen. „Er schläft. Er wacht auf, wenn das Reich ihn braucht.“ Und jedes Mal, wenn ein neuer Krieg kam, wenn das Reich wieder wankte, holte man die alte Geschichte hervor wie eine Flasche, die schon tausend Mal geöffnet wurde.

Und am Ende? Am Ende blieb nur noch der Rausch. Kein Aufwachen, kein Kaiser auf dem Pferd, kein Bart, der sich aus dem Stein löst. Nur Männer in Kneipen, die mit schweren Zungen sagen: „Rotbart kommt zurück. Irgendwann.“ Dann kippen sie den Becher, wischen sich den Mund, lachen – und wissen, dass sie lügen.

Denn Barbarossa kommt nicht zurück. Nicht aus dem Fluss, nicht aus dem Berg, nicht aus der Geschichte. Er ist tot, er bleibt tot. Aber die Menschen brauchen ihn lebendig, weil sie sonst sehen müssten, dass sie allein sind, dass keiner kommt, um das Reich zu retten.

Und so trinken sie. In Hütten, in Burgen, in Wirtshäusern. Sie trinken auf einen Kaiser, der nie wiederkommt. Sie trinken, weil der Mythos leichter im Magen liegt als die Wahrheit. Sie trinken, weil jeder Becher eine kleine Lüge ist, die sich wärmer anfühlt als die kalte Erde am Saleph.

Wir saufen auf Barbarossa, weil er nie zurückkommt. Und vielleicht ist genau das die einzige Wahrheit, die bleibt.

Impressum

Dieses Buch wurde unter der

Creative Commons Attribution-NonCommercial-NoDerivatives (CC BY-NC-ND) Lizenz veröffentlicht.



Diese Lizenz ermöglicht es anderen, das Buch kostenlos zu nutzen und zu teilen, solange sie den Autor und die Quelle des Buches nennen und es nicht für kommerzielle Zwecke verwenden.

Autor: **Michael Lappenbusch**

Email: admin@perplex.click

Homepage: <https://www.perplex.click>

Erscheinungsjahr: 2025